



m

HISTORISCHES MUSEUM DER PFALZ SPEYER

JUNGES MUSEUM

# Die Ritter

Handreichung zur Ausstellung  
im Historischen Museum der  
Pfalz Speyer

<b>DIE RITTER</b>		<b>Seite</b>
1	EINLEITUNG	2
2	HAUPTTEIL	
2.1	Die Ritter im Schulunterricht und das Begleitprogramm im JUMUS	2
2.2	Informationsteil mit Hinweisen auf die Ausstellungsobjekte	
2.2.1	Das Rittertum und seine Ideale	6
2.2.2	Entwicklung und Wandel des Rittertums	12
2.2.3	Die Entwicklung der Burganlage	14
2.2.4	Die Funktion der Burg	
2.2.4.1	Die Burg als Verteidigungsanlage	17
2.2.4.2	Die Burg als Wohnsitz	19
2.2.5	Bewaffnung	
2.2.5.1	Kampf	22
2.2.5.2	Turnier	26
2.2.6	Freizeitbeschäftigungen der Ritter	
2.2.6.1	Bankette	29
2.2.6.2	Spiele	31
2.2.6.3	Jagd	31
2.2.6.4	Handarbeit und Kleidung	32
2.2.7	Die Erziehung	
2.2.7.1	Die Ausbildung der jungen Ritter, Schwertleite und Ritterschlag	33
2.2.7.2	Die Erziehung der Mädchen	35
2.2.8	Einige Begriffe und Redensarten rund um den Ritter	36
3	ANHANG	
3.1	Historische, literarische und bildliche Quellen zum Rittertum	
3.1.1	Der Ritterspiegel des Johannes Rothe	38
3.1.2	Goethes Drama „Götz von Berlichingen“	41
3.1.3	Cervantes „Don Quijote“	48
3.1.4	Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“	52
3.2	Das Rezept für „Arme Ritter“	54
4	LITERATURVERZEICHNIS	55
5	QUIZ mit LÖSUNGSBLATT (für den Gang durch die Ausstellung)	57

## 1 EINLEITUNG

Das Rittertum als ein gesamteuropäisches Phänomen hat uns als sichtbare und imposante Zeugen seiner Zeit die Burgen hinterlassen und so dafür gesorgt, dass diese Epoche auch in unserer Gegenwart aktuelle Bedeutung besitzt. Die optische Präsenz des Mittelalters in unserer heutigen Zeit und gerade auch in der Region Pfalz-Elsass mit ihrer Vielzahl von Burgen sollte einen Anreiz darstellen, sich mit der Erforschung des Ritterwesens und seiner Kultur zu befassen. Denn dies ist ein Vorhaben, das einen Beitrag zur Aufhellung eines wichtigen Bestandteils unserer abendländischer Vergangenheit leisten kann.

Das Rittertum und seine Bedeutung für die europäische Geschichte ist Thema der Ausstellung im Historischen und Jungen Museum der Pfalz in Speyer. Die Quantität und Qualität der Exponate gibt einen umfassenden Überblick und zugleich einen detaillierten Einblick in alle Bereiche ritterlichen Lebens.

Da die Geschichtsforschung gerade in den letzten Jahren wieder größere Aufmerksamkeit auf das Rittertum gelenkt und ihr Interesse dem Spannungsfeld von Ideal und Wirklichkeit gewidmet hat, greift das Speyrer Museum zugleich wissenschaftlich sehr zeitgemäße Fragen auf und gibt Anstoß zu deren weiterer Erörterung.

## 2 HAUPTTEIL

### 2.1 Die Ritter in der Schule und das Begleitprogramm im JUMUS

Die Ritter sind in der Hauptschule/Realschule/Gymnasium Stoff der 7.Klasse im Fach Geschichte. Im Mittelpunkt des Unterrichts steht das Gebäude, das wir automatisch mit dem Rittertum verbinden - die Burg.

Dabei soll zunächst die Funktion der Burg erörtert werden. Ursprünglich war sie als Wehranlage zur Verteidigung gedacht. Wahrscheinlich steht das Wort *Burg* mit dem Wort *Berg* in Beziehung, so dass die Bedeutung eigentlich „befestigte Höhe“ ist. Das spätlateinische *burgus* „Kastell, Wachturm“ geht wohl auf germanische Wurzeln zurück. Gleichzeitig stehen die Substantive *Berg/Burg* mit dem Wort *bergen*, d.h. „in Sicherheit bringen“ in Zusammenhang. Dies war in kriegerischen Zeiten auch der Sinn einer Burg, denn sie konnte aufgrund ihrer Befestigungsanlagen als Fluchtburg für die Bevölkerung dienen. Mit der Zeit entwickelten sich aus diesen Wehrbauten Wohnsitze der Adelsfamilien und Verwaltungsmittelpunkte für das zur Burg gehörige Land. Von den hoch gelegenen Burgen aus ließen sich gut die Handelsstraßen überwachen und Durchgangszölle eintreiben. Außerdem stellten die Burgen kulturelle Zentren dar.

In der 7. Klasse soll im Fach Geschichte außerdem neben den verschiedenen Funktionen der Burg auch die Entwicklung der Burgformen besprochen werden. Ursprünglich als Wehrbau auf der Höhe entstanden, entwickelten sich je nach den landschaftlichen Gegebenheiten andere Formen wie die Wasserburg oder die Niederburg, z. B. entstand über einer älteren Wasserburg in Rüdesheim im 12. Jh. die heutige Niederburg (Brömserburg).<sup>1</sup>

Aus der Burganlage ging im Laufe der Jahrhunderte schließlich das Schloss hervor, das der Repräsentation und nicht der Verteidigung diene. Das Historische Museum zeigt verschiedene Burganlagen im Modell, die für ihre Epoche charakteristisch sind.<sup>2</sup> Das Junge

---

<sup>1</sup> Literatur: C. Schüler-Beigang, Burgenbau, in: Das Rheintal S.236/7

<sup>2</sup> Besprechung der Veränderungen im Burgenbau anhand der Burgmodelle der Ausstellung im Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.3 „Die Entwicklung der Burganlage“

Museum legt in seinem Begleitprogramm<sup>3</sup> ebenfalls einen Schwerpunkt auf die Burg als Baukomplex im Wandel der Zeiten. Auch hier wird zur besseren Anschaulichkeit mit Modellen gearbeitet. Da Rheinland-Pfalz wie das angrenzende Elsass ja reich an Burgen sind, bietet sich für die Schule natürlich auch die Möglichkeit an, die Burgen der näheren Umgebung an Wandertagen zu besuchen.

Der Lehrplan Geschichte schlägt weiterhin vor, ein Rollenspiel durchzuführen zu dem Thema: „Das Leben auf einer Burg“. Im Jungen Museum können Kinder und Jugendliche praktisch erfahren, wie das Leben auf einer Burg aussah, in dem sie verschiedene Situationen nachspielen. Daraus lassen sich natürlich auch Ideen für ein Rollenspiel entwickeln, wie man es vielleicht an Projekttagen zur Aufführung bringen könnte.

Der Wandel der Funktion der Burg von der Wehranlage zur monumentalen Festung und weiter zum Repräsentationsbau in der Form des Schlosses soll laut Lehrplan auf dem Hintergrund der Veränderung der Waffentechnik betrachtet werden. Die Waffentechnik<sup>4</sup> im Wandel der Zeiten wird in der Ausstellung im Historischen Museum ebenfalls durch Exponate belegt und im Jungen Museum noch einmal kindgerecht aufgegriffen. Das Thema „Wandel der Funktion der Burg“ soll in der Schule ferner Anlass sein, die verschiedenen adeligen Wohnformen mit denen der ländlichen Bevölkerung in Kontrast zu setzen. Aber man könnte die Betrachtung darüber hinaus auf die städtische Wohnform ausweiten, zumal die Stadt ja ebenfalls Stoff der 7. Klasse im Fach Geschichte in Haupt-/Realschule/Gymnasium ist, so dass sich für die Schülerinnen und Schüler direkte Vergleichsmöglichkeiten anbieten. Der letzte Punkt im Lehrplan Geschichte zum Stoffgebiet „Ritter“ behandelt die Frage, inwieweit die ritterliche Kultur Vorbild sein konnte und inwieweit sie von der „Normalbevölkerung“ übernommen wurde.

Zur Vorbildfunktion der Ritter gehörten die Anstandsregeln, denen sie sich verpflichtet fühlten. So ist es nicht verwunderlich, dass sich unser Fremdwort *Kavalier* im Sinne eines „feinen und gebildeten (bes. Frauen gegenüber) taktvollen Mannes“<sup>5</sup> von dem französischen Wort *chevalier* für „Ritter“ ableitet. Auch unser deutsches Adjektiv „ritterlich“ meint dasselbe, wobei die heutige Bedeutung, die sich vorwiegend auf den Umgang mit Frauen bezieht, eine einengende ist und ursprünglich eine allumfassendere Bedeutung zugrunde lag. Im Zusammenhang mit der ritterlichen Erziehung ist es wichtig, zu betonen, „daß dies die einzige Form von Laienerziehung war, bevor sich die Privatschulen, von Städten eingerichtete Schulen und Universitäten ausbreiteten.“<sup>6</sup>

Bemerkenswert ist weiterhin, dass die höfische Literatur in der Volkssprache verfasst wird, im Gegensatz zum Latein, das die Sprache des Klerus ist und bleibt.

Zur Rittererziehung gehört auch das richtige höfische Benehmen bei Festlichkeiten. Darunter versteht man neben den Turnieren, Bankette, Tanz, Spiele und die Jagd. Diese nicht alltäglichen Formen des Ritterlebens sollen gleichfalls in der 7. Klasse erörtert werden. Exponate des Historischen Museums machen diese Thematik anschaulich.<sup>7</sup> Im Jungen Museum können die Kinder und Jugendlichen dann praktische Erfahrung machen, wie sie „tapfere“ Ritter und „verehrwürdige“ Damen werden. Sie können sich mit Ritterrüstungen vertraut machen, erfahren etwas über Anstandsregeln, können sich im Umgang mit Waffen üben und den Ritterschlag empfangen, wenn der „Knappe“ dann alle ritterlichen Kunstfertigkeiten beherrscht. Das Spinnen und Weben, das damals den Mädchen und Frauen vorbehalten war, kann ebenfalls im Jungen Museum praktisch mit Webstuhl und

<sup>3</sup> Das Junge Museum hat zum Thema „Ritter“ auch eine ausführliche Bilder-, Spiel- und Bastelmappe vorgelegt, in der alle Bereiche des Rittertums spielerisch aufgearbeitet werden.

<sup>4</sup> Näheres dazu im Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.4.1 „Die Burg als Verteidigungsanlage“ und Kapitel 2.2.2 „Entwicklung und Wandel des Rittertums“

<sup>5</sup> nach Duden, Herkunftswörterbuch, Mannheim 1989, s.v. Kavalier

<sup>6</sup> G. Fasoli: Grundzüge einer Geschichte des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.206

<sup>7</sup> Ausführlicher dazu: Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.5.2 „Turnier“; Kapitel 2.2.6 „Freizeitbeschäftigungen der Ritter“ und Kapitel 2.2.7 „Die Erziehung“

Spinnwirtel erprobt werden. Es gibt darüber hinaus originalgetreu nachempfundene Kleidung aus der Ritterzeit zum Anprobieren. Alle Gebiete ritterlichen Lebens werden durch Wandtexte näher erläutert, so dass das Lehrreiche neben dem Spielerischen nicht zu kurz kommt.

Doch war die Rolle der Frau im Mittelalter nicht auf Handarbeiten beschränkt und es ist eigentlich erstaunlich zu beobachten, welcher Anteil an Bildung den Mädchen zuteil wurde. Da das Fach Gemeinschaftskunde mit Schwerpunkt Geschichte in der Sekundarstufe II als übergreifendes Thema „Die Frau in Familie und Gesellschaft“ diskutieren soll, ließe sich unter dem Inhaltsaspekt Mittelalter sehr gut die Mädchenerziehung und die Stellung der Frau in der ritterlichen Gesellschaft zur Sprache bringen, zumal das Rittertum in der Sekundarstufe II im Geschichtsunterricht nicht mehr als eigener Schwerpunkt vorkommt. Das Rittertum spielt in der Sekundarstufe II nur noch in 11/1 innerhalb des Längsschnittthemas „Fremdheit und Nähe- Mensch und Gesellschaft im europäischen Mittelalter“ eine Rolle.

Wie die Räumlichkeiten der Burg im Einzelnen<sup>8</sup> aussahen, soll ebenfalls im Unterricht der 7. Klasse behandelt werden, z. B. soll das Frauengemach, die Kemenate, Gegenstand der Betrachtung sein. Allerdings stand die Kemenate ursprünglich gar nicht allein den Frauen zur Verfügung, sondern der ganzen Familie. Wie es in der Kemenate aussah, können die jugendlichen Besucher wiederum während der Ausstellung im Jungen Museum erfahren. Weiterhin gab es die Kapelle in der Burg, die insofern auf die Wohnkultur späterer Zeiten eingewirkt hat, als sie in Schlössern wie auch in herrschaftlichen Bürgerhäusern ihren Platz hat. Manchmal findet sie sich in Burgen wie Schlössern auch in Form der Doppelkapelle, die es hoch gestellten Persönlichkeiten ermöglichen sollte, separat und ungesehen den Kirchenraum zu betreten und der Messe beizuwohnen.

Eine Burgküche ist im Nachbau im Historischen Museum zu bewundern und im Jungen Museum wird das Thema Burgküche ebenfalls thematisiert. Da man normalerweise auf Burgen die Küche nicht mehr in intaktem Zustand antrifft, bekommt man meistens keine rechte Vorstellung vom Küchenbetrieb der damaligen Zeit. Die jungen Besucher können sich dank des Programms des Jungen Museums dort mit dem Speiseplan der damaligen Zeit vertraut machen, die Rohprodukte wie verschiedene Getreidesorten kennen lernen und die Unterschiede zu unseren Koch- und Essgewohnheiten feststellen. Vielleicht kann man eine solch mittelalterliche Küche auch einmal zum Anlass nehmen, sich über die damalige Vorratshaltung Gedanken zu machen, in einer Zeit, wo es noch keine Kühlschränke und Gefriertruhen gab.

Der Lehrplan gibt außerdem einen Hinweis auf den sprachlichen Zusammenhang zwischen Burg/Bürger und Spießbürger, der im Unterricht besprochen werden soll.

In der Tat leitet sich das Wort *Bürger*, das wir eigentlich mit dem Begriff „Stadt“ verbinden urspr. von Burg im Sinne von *Burgverteidiger*, *Burgbewohner* ab. Der abwertende Begriff des *Spießbürgers* ist zuerst im 17. Jh. bezeugt, wahrscheinlich als spöttische Bezeichnung des bewaffneten Stadtbürgers. Ebenso war der *Schildbürger* ein im negativen Sinne gebrauchter Begriff für einen mit einem Schild bewaffneten Bürger, bevor der Schildbürger im 16. Jh. zum Bewohner der Stadt Schilda wurde und damit literarische Berühmtheit erlangte.

Mit der Erfassung verschiedener Wortbedeutungen ist eigentlich die Brücke zum Fach Deutsch schon geschlagen, mit dem der Lehrplan Geschichte zum Thema „Ritter“ auch eine Zusammenarbeit empfiehlt. Diese soll aber noch weiter gehen. Denn die Burg als kulturelles Zentrum zu würdigen heißt, sich auch mit der mittelhochdeutschen Literatur auseinander zu setzen, die aus dem Rittertum hervorging. In diesem Punkt verweist der Lehrplan Geschichte als fächerübergreifenden Aspekt auf die höfische Dichtung, und zwar speziell auf die

---

<sup>8</sup> zu den einzelnen Gebäuden der Burg: s. Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.4.2 „Die Burg als Wohnsitz“

epischen Werke wie Parzival, Willehalm<sup>9</sup> und El Cid, in denen die Tugenden der Ritter gepriesen werden.

Da Willehalm und El Cid in entsprechender Aufbereitung für die 7. Klassenstufe aber nur schwer zugänglich sind, bietet sich meiner Ansicht nach eher der Parzival, der ja sicher auch der bekanntere Stoff ist, in einer gekürzten neuhochdeutschen Fassung an. Als Alternative scheint mir ebenso der Meier Helmbrecht als Lektüre in einer zweisprachigen Ausgabe geeignet.<sup>10</sup> Beide Texte könnten ferner eine Grundlage für Referate interessierter Schülerinnen und Schüler sein, falls es zu zeitaufwändig erscheint, die Dichtung in dieser Klassenstufe im Deutschunterricht zu lesen. Da mittelalterliche Epik und Lyrik im Deutschunterricht aber hauptsächlich Stoff der Sekundarstufe II sind, wäre es sinnvoll, sich in Grund- und Leistungskurs 11-13 über den Deutschunterricht dem Thema „Ritter“ zu nähern. Denn gerade in Bezug auf die mittelalterliche Literatur weist der Lehrplan Deutsch der Sekundarstufe II auf fächerübergreifende Zusammenarbeit mit dem Fach Geschichte hin, das die historischen Hintergründe durch einen Einblick in die Zeit der Kreuzzüge und des Investiturstreites sowie des Lehens- und Rechtswesens erhellen soll. Natürlich könnten hier auch Anregungen zu einer Facharbeit in der Sekundarstufe II liegen mit dem Ziel, die von der Dichtung verherrlichten Ideale des Rittertums mit den Realitäten des Ritterstandes in dieser Zeit zu vergleichen. Der Meier Helmbrecht, der im Fach Deutsch in der Sekundarstufe II als Lektüre vorgesehen ist, kann sicherlich in der Oberstufe in seiner tieferen Bedeutung besser erschlossen werden. Denn das Werk gestattet einen Blick in die verborgenen Abgründe des Menschen und ist somit für seine Entstehungszeit Ende des 13. Jh. eine außergewöhnliche psychologische Studie über Helmbrecht, der seine bäuerlichen Wurzeln leugnet, sich als Raubritter verdingt und deshalb schließlich sein Leben lassen muss.

Der Lehrplan Deutsch für die Klassen 5-10 schlägt als Anreiz zur weitergehenden wie auch privaten Lektüre bedeutende ausländische Literaturwerke in deutscher Übersetzung vor. Dazu gehören Rittersagen und der Don Quijote des Cervantes. Ein Abschnitt aus dem Don Quijote ist im Anhang der Handreichung (3.1.3) zitiert, u.a. die berühmte Episode des Kampfes gegen die Windmühlen, der ja in unserem Sprachgebrauch schon sprichwörtlich geworden ist. Da der Lehrplan Geschichte fachübergreifende Arbeit in Bezug auf Minnelyrik und Ritterepen mit dem Fach Deutsch anregt, könnte man sich eine Ausweitung der Zusammenarbeit mit dem Fach Deutsch gerade in der 7./8. Klasse vorstellen, in denen Dramen gelesen werden sollen. In der 7./8. Klasse Realschule/Gymnasium, in der Hauptschule gegebenenfalls auch später, wird die Lektüre des „Götz von Berlichingen“ zur Wahl gestellt. Goethes Götz kann literarisch ergänzen, was die Schülerinnen und Schüler im Geschichtsunterricht der 7. Klasse über die Ritter gelernt haben. Wollte man die Ausstellung anhand von Goethes Drama vorbereiten, dann wäre nicht nur ein Blick auf das von Götz vertretene Ritterideal angeraten mitsamt historischem Hintergrund, sondern es könnte auch interessant sein, die Rolle des Franz von Sickingen, der im Drama als Götzens Freund und Schwager auftritt, näher zu durchleuchten, da dieser ja durch seine Burg Nanstein bei Landstuhl besondere Beziehungen zum Pfälzer Land aufweist und in der Ausstellung durch Exponate Würdigung erfährt (dazu s. Anhang der Handreichung 3.1.2). Zu den Äußerungen des Götz über das Rittertum kann man auch die Anschauungen in Bezug setzen, die im Ritterspiegel des Johannes Rothe zu Wort kommen (s. Anhang der Handreichung 3.1.1).

---

<sup>9</sup> Die mittelalterliche Literatur ist in der Ausstellung vertreten auf dem Gebiet der Epik durch den „Willehalm“ von Wolfram von Eschenbach und das Rolandslied. Besonders hinzuweisen ist auf ein **Originalfragment des Nibelungenliedes**. Zur Minne finden sich Blätter des Codex Manesse und die Kleine Heidelberger Liederhandschrift, Oswald von Wolkenstein und „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg.

<sup>10</sup> Wolfram v. Eschenbach, Parzival. Eine Auswahl, auf Grund der Übertragung von W. Hertz, hrsg. v. W. Hofstaetter, Stuttgart (Reclam) 2001

Wernher der Gärtner, Helmbrecht. Mittelhochdeutsch-Neuhochdeutsch, hrsg., übers. u. erläutert v. F. Tschirch, Stuttgart (Reclam) 2002

Als fächerübergreifenden Aspekt animiert der Lehrplan Geschichte speziell im Hinblick auf die Burg auch zur Zusammenarbeit mit dem Fach Bildende Kunst zum Zwecke des Nachbaus eines Burgmodells und verschiedener Gegenstände. Im Jungen Museum ist es während der Ausstellung den jungen Besuchern möglich, eine Burg mit Hilfe von Bausteinen nachzubauen, und der vom Museum zusammengestellten Bastelmappe gibt es ebenfalls Bastelbögen für den Bau einer Burg. Vielleicht könnte es auch anregend sein, die Zusammenarbeit mit dem Fach Kunst auf das Gebiet der Kunstbetrachtung auszuweiten. Obwohl Kunstgeschichte erst für die Sekundarstufe II gedacht ist, ließe sich eine Bildinterpretation möglicherweise schon in der 7. Klasse durchführen. Gedacht ist dabei an Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“, der viel über die Vorstellungen Dürers vom Rittertum verrät (s. Anhang der Handreichung 3.1.4).

## 2.2 Informationsteil mit Hinweisen auf die Ausstellungsobjekte<sup>11</sup>

### 2.2.1 Das Rittertum und seine Ideale

Der Hinweis des Lehrplans auf die Anstandsregeln und das höfische Benehmen, das einen Ritter nach unserem heutigen Sprachgebrauch erst zum Kavalier macht, wirft natürlich die Frage auf, welcher Art von Tugenden sich ein Ritter zu befleißigen hatte. In den Geschichtsbüchern kommt dieses Thema nur sehr komprimiert zur Sprache.

Die Ritterideale, die vor allem durch die mittelalterliche Literatur verbreitet wurden, wirkten auf das Publikum nachhaltiger als die Realität und verführten bis heute zu einer verklärenden Sichtweise dieser Zeit und ihres Anspruchs.

Das Rittertum bezieht seine schwärmerischen Vorstellungen von sich selbst aus der Vergangenheit und dem Bezug zur Antike. Seit dem 11. Jh. taucht in den lateinischen Quellen der Begriff *miles* für den Ritter auf, der den Krieger meint, im Gegensatz zu den *rustici*, also den Bauern. Da im antiken Rom *miles* der Soldat war, fiel es nicht schwer, das mittelalterliche Rittertum aus dem antiken Rom abzuleiten. So sah man in Romulus, der 1000 Reiter aufgestellt haben soll, den Begründer des Rittertums.<sup>12</sup> In Rom nannte man die Ritter eigentlich *equites*. Es waren ursprünglich die Leute, die so reich waren, dass sie mit einem Pferd in den Krieg ziehen konnten, doch bestimmte dieser Begriff später eine Steuerklasse und bezeichnete den römischen Geldadel, dessen Wohlstand in Großhandel, Geldgeschäften und Pachtung von Staatsgeschäften begründet war. Da sie somit eine Gesellschaftsklasse darstellten, kam man wohl davon ab, diese Bezeichnung für den mittelalterlichen Kämpfer zu Pferd zu übernehmen. Dafür hielt man offenbar das Wort *miles* für besser geeignet.

Pferde und teure Ausrüstung konnten sich verständlicherweise nur die sozial Bessergestellten leisten. Doch ging die Entwicklung bald von den freien Grundbesitzern zu Lehensleuten über, die in der Regel Vasall (Gefolgsmann) eines Adligen waren, wobei dieser der König sein konnte oder aber auch ein Adliger niederen Standes. Der Vasall erhielt von seinem Herrn Grundbesitz und war ihm im Gegenzug zu Treue und Kriegsdienst verpflichtet. Im 11. Jh. sorgte der erste Salierkaiser Konrad II. (1024-1039) dafür, dass nicht nur die Lehen der großen Lehensträger wie Herzöge, Markgrafen und Grafen erblich waren, sondern dass gleichermaßen deren Vasallen dasselbe Recht zuteil wurde. Er war es auch, der zum ersten Mal Lehen an unfreie<sup>13</sup> Dienstmannen, sog. Ministeriale, vergab. Die Grenze zwischen

---

<sup>11</sup> Umfassende Auskunft über alle Themen die Ritter betreffend gibt das Begleitbuch zur Ausstellung.

<sup>12</sup> J. Huizinga: Die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens am Ausgang des Mittelalters, in: Borst, Rittertum S.19; zur Herleitung des mittelalterlichen Rittertums aus der Antike: s. auch: S. Painter, Die Ideen des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.34

<sup>13</sup> Die Unterscheidung von Unfreien und Freien definiert sich so: Freie sind: „Im... MA Sammelbez. für vollberechtigte Personen, die nicht einem anderen Rechtsträger, d.h. einem Herrn oder Gemeinwesen gehörten. F. besaßen das Recht der Freizügigkeit, die Ehefreiheit sowie das uneingeschränkte Verfügungsrecht über ihre

Ministerialen und Rittern wurde also schon im 11. Jh. fließend, als die unfreien Dienstleute auch zu Rittern aufsteigen und ihrerseits wieder Ministerialen für sich verpflichten konnten. Wer Ritter war, wurde bald als edel angesehen, egal, ob er einem alten Geschlecht entstammte oder „nur“ ein Ministeriale war. Doch dauerte der Anpassungsprozess zwischen den alten Adelsgeschlechtern und den Rittern im germanischen Raum länger als z.B. in den stark romanisierten Gebieten, wo dieser Prozess schon Anfang des 11. Jh. zu einem gewissen Abschluss gekommen war. Im 13. Jh. regelten den Erwerb des Ritterlehens Rechtsbücher wie der Schwaben- und **Sachsenspiegel**, der in der Dresdner Bilderhandschrift in der Ausstellung aufliegt.

So liest man dort zum Lehnrecht 2 § 1: „Pfaffen, Kaufleute, Bauern, Frauen und alle, die kein Recht haben oder unstandesgemäß geboren sind, und alle, die nicht von Rittersart sind, vom Vater und vom Großvater, die sollen kein Lehnrecht erhalten.“<sup>14</sup>

Da aber zunächst der Kriegsdienst die Hauptaufgabe der Ritter war, ihre Verwaltungsaufgaben im Dienste des Lehensherrn eher zweitrangig, musste man bald feststellen, dass das blutige Geschäft des Krieges sie zu rohen, undisziplinierten Menschen gemacht hatte. Hier setzten nun verschiedene Interessengruppen an, positiv auf die Entwicklung des Rittertums einzuwirken.

Eine wichtige Interessengruppe, die im Mittelalter sehr viel Macht hatte, war die Kirche. Seit dem Ende des 10. Jh. formierte sich von Cluny aus die sog. Gottesfriedensbewegung. Dabei handelte es sich um ein Bündnis zwischen einigen Kirchen- und Klostervorstehern mit dem hohen Adel gegen die gewalttätigen Übergriffe kleinerer Burgherren auf Kirchen und auf die Schwachen, die sich nicht selbst mit Waffengewalt zu wehren vermochten.

Mit der Gottesfriedensbewegung begann die Umerziehung der Ritter: weg von der Haudegenmentalität hin zu den Beschützern von Armen und Schwachen.

Ein wichtiger staatsphilosophischer Theoretiker des Mittelalters, der sich zur Konzeption des Rittergedankens äußerte, war Johannes von Salisbury (gest. 1180).

Johannes legt in seinen Ausführungen zur Idee des Rittertums dar, welchen Zweck der Kampf des Ritters verfolgen sollte:

“die Kirche zu verteidigen, gegen Unglauben zu kämpfen, die Geistlichkeit zu verehren, die Armen vor Unrecht zu schützen, das Land zu befrieden, ihr Blut für ihre Brüder zu geben und, falls nötig, ihr Leben hinzugeben... Das hohe Lob Gottes kommt aus ihrem Mund, das zweischneidige Schwert halten sie in ihrer Hand...damit sie das Urteil vollstrecken können, für dessen Ausführung sie sich verpflichtet haben, wobei keiner seinem eigenen Willen folgt, sondern der wohlüberlegten Entscheidung Gottes, der Engel und der Menschen gemäß der Gerechtigkeit und dem Wohl der Allgemeinheit.“<sup>15</sup> Aus dieser Stellungnahme geht hervor, dass hier nicht wie beim römischen Ritter der Staat an erster Stelle kam, sondern die Kirche, und dass nicht selbständiges Handeln gefragt war, sondern Treue und Gehorsam ihr gegenüber.

Johannes von Salisbury macht damit den *miles* vornehmlich zum *miles christianus*, zum christlichen Krieger, wobei sich dieser Begriff schon in der Antike findet in der Zeit der beginnenden Christianisierung des römischen Reichs, als die Christen zu Blutzeugen für ihren Glauben im Kampf gegen den sie verfolgenden Staat wurden. Das Ideal des christlichen Ritters hat die Ritterepik vor allem im Parzival aufgegriffen.

Das Motiv der Glaubensverteidigung prägte dann natürlich in besonderem Maße die Kreuzzugsbewegung. An diese Zeit erinnert in der Ausstellung eine **Kreuzfahrerbibel** aus dem **13. Jh.**. So soll Papst Urban II. 1095, als er zum 1. Kreuzzug aufrief, davon gesprochen

---

Güter. Die willkür. Verhaftung, Folterung, Bestrafung und Verurteilung von F. war nicht gestattet.“ (dtv-Wörterbuch zur Geschichte, hrsg. v. K. Fuchs / H.Raab, 2. Aufl.1975, s.v. Freie, Freihälse, Frilinge)

<sup>14</sup> Meyer/Lessing S.24

<sup>15</sup> S. Painter, Die Ideen des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.34/5



haben: „nunc fiant milites, qui dudum exstiterunt raptores“ („Nun sollen die Ritter (gemeint wohl in dem Sinne von „gute christliche Streiter“) sein, die sich einst als Räuber hervortaten“), womit die Kirche deutlich machte, dass sie es als ihre Aufgabe ansah, die Streit- und Kampflust der Ritter für eine „gute Sache“ zu kanalisieren:

„Sie legte den Menschen nahe, Erlösung lieber durch den Kampf gegen die Muslime zu gewinnen, als durch die Fehden mit ihren christlichen Brüdern die Verdammnis heraufzubeschwören.“<sup>16</sup>

Auch Bernhard von Clairvaux (1091-1153) nennt die Ritter ein Übel, indem er sich des lateinischen Wortspiels „non militia sed malitia“ bedient. ( in etwa: „keine Soldatenschar, sondern ein übler Haufen“).<sup>17</sup>

Das Ideal des christlichen Ritters erfuhr seine letzte Steigerung in der Gründung von Ritterorden, die während der Kreuzzüge im Hl. Land entstanden.

Ab dem 13. Jh. trat zu den Aufgaben des Ritters neben Gehorsam, Dienen und Ausüben christlicher Tugenden noch die Forderung hinzu, der Ritter müsse Herrscher sein.

Der Katalane Ramon Lull vertrat die Ansicht, dass niemand anders für die Herrscheraufgaben und -pflichten so prädestiniert sei wie ein Ritter. „Vor allem aber sollte der Ritter einen Lebensstandard haben, der es ihm ermöglichte, seine Würde zu bewahren, und so die Versuchung zu plündern verringerte“.<sup>18</sup>

Zu den weltlichen Tugenden der Tapferkeit und der gerechten Herrschaftsausübung sowie des christlichen Anspruchs eines gottgefälligen Lebens kam noch eine dritte Tugendkategorie hinzu, die die Ritter befolgen sollten, nämlich die des „höflichen“ Benehmens, der Verfeinerung der Sitten und der Verehrung der Frau. Wie ihre Kampfeslust nicht brutal und unkontrolliert, sondern nur für die gerechte Sache, den Hl. Krieg, eingesetzt werden sollte, so sollten die Ritter im Frieden ebenfalls von Beherrschung und Zurückhaltung geprägt sein und sich auch hier nicht als ungehobelte Raufbolde hervortun.

Die Verehrung der Frau in einer von Männern dominierten Gesellschaft, in der die Frau eigentlich wenig Ansehen hatte, mag erstaunen. Ehen dienten damals in erster Linie der Zeugung von Nachwuchs oder wurden aus pragmatischen Gründen geschlossen. Die Liebe der Partner zueinander war sicherlich nicht der vornehmliche Grund für eine Eheschließung, sondern die Gründe lagen mehr im rein praktischen Bereich finanzieller Absicherung und standesgemäßer Verbindung.

Ganz klar sind die Quellen für den „Fraudienst“ auch nicht auszumachen. Zwar schwärmte man damals für Ovid und seine Liebesgedichte, doch ging es bei Ovid um echte Liebesbeziehungen, während die „Minnedichtung“ der Ritterzeit die Frau auf ein Podest stellte und anhimmelte. Außerdem rühmt sich Ovid seinen „Kriegsdienst“ bei einer Frau statt für den Staat abzuleisten, eine Auffassung, die von den Minnesängern so nicht vertreten wurde. Der Fraudienst war für sie kein Ersatz für die Bewährung auf dem Kampfplatz. Gründe für die Entstehung der Minne werden verschiedene genannt, vielleicht lag ein Anstoß dazu in der Marienverehrung. Da es aber auffällig ist, dass die Minnelyrik vor allem von Ministerialen getragen wurde, kann man deren Ursprung möglicherweise so erklären, dass sich die ehemaligen Dienstmänner gegenüber dem „echten“ Adel auch dadurch profilieren und ihre neue soziale Stellung absichern wollten, indem sie sich ehrerbietig den hochgestellten Damen gegenüber verhielten. Die Herkunft des Minnesangs ist in Frankreich im Süden des Landes zu lokalisieren, von dort verbreitete er sich nach Nordfrankreich und in die anderen europäischen Länder. *Troubadoure* oder *Trouvères* nannten sich die französischen Minnesänger. Das mittelhochdeutsche Wort „Minne“ leitet sich von dem lateinischen Wort

---

<sup>16</sup> ders., ebd. S.32/3

<sup>17</sup> Tarnowski S.14

<sup>18</sup> S. Painter, Die Ideen des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.38/9

*memoria* (Erinnerung) her, es nimmt dann die Bedeutung „Andenken“ und „Liebe“ an.<sup>19</sup> Man sprach von „Höherer Minne“, wenn die Angebetete höheren Standes war und verheiratet. Die Erfüllung dieser Liebe wurde als Wunschtraum zelebriert, Ergebnis der Bemühungen war letztlich der Verzicht. Doch ließ der Ritter sich von der Vergeblichkeit seines Tuns nicht abschrecken, er warb immer neu um die Gunst seiner Herzensdame.<sup>20</sup> Dass das Ziel der Anstrengungen war, auf das ritterliche Ungestüm pädagogisch einzuwirken und *Mâze* (Mäßigung) zu erlangen, die den Ritter dann nicht nur in Dingen der Liebe leiten, sondern zu einem seiner generellen Charakterzüge werden sollte, bestätigen uns die Minnesänger selbst. So sagt Dietmar von Aist, dass eine edle Frau sein zügelloses Verhalten zu bremsen vermag, und Ulrich von Gutenberg erklärt: „Ich war unkultiviert, soviel ich auch dichtete; erst ihre schönen Augen waren die Zuchtrute, mit der sie die innere Wandlung bei mir herbeiführte“.<sup>21</sup> Die „Hohe Minne“ wird in **Gottfried von Straßburgs Werk „Tristan und Isolde“** gefeiert, das im Historischen Museum ausgestellt ist. Denn die Liebe zwischen der Königstochter Isolde und dem Ritter Tristan ist unerfüllbar und von Schmerz und Liebesleid geprägt. Neben der „Hohen Minne“ gab es die „Niedere Minne“, die kein Geringerer als Walther von der Vogelweide propagierte. Die „Niedere Minne“ wandte sich an eine Frau niederen Standes und eröffnete größere Freiheiten auch in Bezug auf die Möglichkeit der Erfüllung der Liebe. Inwiefern die „Höhere Minne“ von der reinen Anbetung manchmal doch zu wirklichen Liebesbeziehungen zwischen Ritter und einer höher gestellten Dame führte, lässt sich natürlich nicht feststellen. Ob wir eine **Abbildung** in der **Manessischen Liederhandschrift** (1. H. 14. Jh.), die im Museum gezeigt wird, in diese Richtung interpretieren dürfen, oder ob auch hier wiederum nur der Wunsch der Vater des Gedankens ist, ist letztendlich nicht zu entscheiden. Wir sehen dort eine Dame, die ihren Ritter in einem Korb mit Hilfe einer Seilwinde zur Burgmauer hinaufzieht.

Doch dürfen wir uns die Vergangenheit sicher nicht so vorstellen, dass die Burgen von Minnesängern umlagert wurden, die dort ihren Angebeteten ein Ständchen brachten. Der „Sitz im Leben“ dieser Gattung muss wohl bezweifelt werden, auch nennt die Dichtung keine konkreten Namen, die edlen Damen werden anonym besungen.<sup>22</sup>

Diese Kategorien geistlicher und weltlicher Tugenden sollte jeder Ritter in sich vereinen, doch widersprachen sie sich im Grunde gegenseitig. Die Freude am Kämpfen, die sich in Fehde und Turnieren hervortat, wurde von der Kirche schärfstens verurteilt. Denn sie konnte allein den christlichen Kampfeinsatz gutheißen. Ebenso wenig konnte der „Frauendienst“ der Ritter nach dem Geschmack der Kirche sein.

Die Unvereinbarkeit der weltlichen mit den geistlichen Anforderungen an die Ritter thematisiert sehr schön ein berühmtes Gedicht von Walther von der Vogelweide (ca.1170-1230), das in neuhochdeutscher Übertragung so lautet:

„Ich saß auf einem Stein,  
und schlug ein Bein über das andere.  
Darauf stützte ich den Ellenbogen.  
Ich hatte in meine Hand geschmiegt

<sup>19</sup> „...das Wort >liebe< ist im Mittelalter ausschließlich für die Beziehung des Menschen zu Gott gebräuchlich, taucht aber gelegentlich auch in der Minnedichtung auf, weil die Minnebeziehung zur Frau in ihrer Spiritualität der mystischen Vereinigung mit Gott sehr ähnlich ist.“ (Bernd Lutz in: *Mittelalterliche Lyrik mit Materialien*, Stuttgart (Klett)1987, S.82)

<sup>20</sup> Hägermann S.325-327

<sup>21</sup> *Minnesänger in Bildern der Manessischen Liederhandschrift mit Erläuterungen*, hrsg. v. W. Koschorreck, Frankfurt/Main (Insel) 3. Aufl. 1977, S.66

<sup>22</sup> H. Kuhn, *Soziale Realität und dichterische Fiktion am Beispiel der höfischen Ritterdichtung Deutschlands*, in: Borst, *Rittertum* S.172-197; E. Köhler, *Die Rolle des niederen Rittertums bei der Entstehung der Trobadoryrik*, in: Borst, *Rittertum* S.310

das Kinn und meine eine Wange.  
 So erwog ich in aller Eindringlichkeit,  
 wie man auf dieser Welt zu leben habe.  
 Keinen Rat wußte ich zu geben  
 wie man drei Dinge erwerben könne  
 ohne daß eines von ihnen verlorenginge.  
 Zwei von ihnen sind Ehre und Besitz,  
 die einander oft Abbruch tun;  
 das dritte ist die Gnade Gottes,  
 weit höher geltend als die beiden andern.  
 Die wünschte ich in ein Gefäß zu tun.  
 Aber zu unserm Leid kann das nicht sein,  
 daß Besitz und Ehre in der Welt  
 und dazu Gottes Gnade  
 zusammen in ein Herz kommen.  
 Weg und Steg ist ihnen verbaut,  
 Verrat lauert im Hinterhalt,  
 Gewalttat zieht auf der Straße,  
 Friede und Recht sind todwund:  
 bevor diese beiden nicht gesunden, haben die Drei keine Sicherheit.“<sup>23</sup>

Auch Bernhard von Clairvaux meldete sich zu diesem konfliktreichen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in seinem Werk „De laude novae militiae“ („Über das Lob des neuen Kriegsdienstes“) zu Wort. Er kritisierte die Sitten der *militia saecularis*, also des weltlichen Kriegsdienstes der Ritter, im Gegensatz zum geistlichen, indem er ihnen vorwarf: „Sie gäben sich in Kleidung und Ausrüstung lächerlicher Prachtentfaltung hin. Sie wären lasch und der weiblichen Gesellschaft zu sehr zugetan. Ihre Motive für den Kampf wären entweder unvernünftiger Zorn, Gier nach Land oder Appetit auf eitlen Ruhm.“ In dieselbe Kerbe haut Johannes von Salisbury, wenn er die Ritter angreift: Sie „schlafen in den Tag hinein, sie treiben Unzucht, statt sich ehrenvollen Pflichten zu widmen, suchen den lieben, langen Tag sinnliche Freuden, kennen die Zither, die Lyra, das Tamburin und die Orgel beim Bankett besser als den Schall der Trompete im Lager.“<sup>24</sup> Die verschiedenen Ansprüche, die das Ideal an den Ritter stellte, waren „allesamt utopisch übersteigert; niemand... konnte nach ihnen leben.“ Die sich widersprechenden Leitbilder warfen die Frage auf: „Dienst für wen? Bindung woran?...“. Keiner konnte „zugleich Gott, dem König, dem Ruhm und den Frauen dienen.“ Doch hatten die Ideale des Rittertums eine solch starke Anziehungskraft, das seit dem 12. Jh. selbst Kaiser und Könige sich zu diesem ritterlichen Ehrenkodex bekannten und nach der Ritterwürde strebten.<sup>25</sup>

### Arbeitsvorschlag I

Der Minnesänger Friedrich von Hausen (um 1150-1190) schrieb folgendes Gedicht:

„Mein Herz und mein Leib wollen sich trennen,  
 die miteinander lange Zeit gezogen sind.  
 Der Leib will gerne gegen die Heiden kämpfen:

<sup>23</sup> übers. v. P. Wapnewski, Das große deutsche Gedichtbuch, hrsg. v. K.O. Conrady, Kronberg (Athenäum) 1977, S.27

<sup>24</sup> Zitate nach: S. Painter, Die Ideen des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.45/6

<sup>25</sup> Zitat nach: A. Borst, Das Rittertum im Hochmittelalter, in: Borst, Rittertum S.240; J. Bumke, Der adelige Ritter, in: Borst, Rittertum S.266

dagegen hat das Herz eine Frau vorgezogen  
 vor der ganzen Welt. Es plagt mich seither,  
 daß sie nicht einig sind.  
 Mir haben meine Augen viel zuleid getan!  
 Gott allein mag den Streit noch schlichten!  
 Ich glaubte frei zu sein von solchem Kummer,  
 da ich das Kreuz zu Gottes Ehre nahm.  
 Es wäre auch richtig, daß das Herz dabei wäre,  
 nur daß ihm seine Treue das verbietet...  
 Da ich dich, Herz, nicht davon abbringen kann,  
 mich sehr schmerzlich zu verlassen,  
 so bitte ich Gott, er wolle dich senden  
 an einen Ort, da man dich wohl empfängt...“<sup>26</sup>

Welchen Konflikt thematisiert hier der Dichter, der Kaiser Barbarossa auf seinem Kreuzzug begleitete und 1190 dabei sein Leben ließ?  
 Dieses Gedicht lädt ein, die Ideale des Rittertums zu hinterfragen und es mit dem oben zitierten Gedicht Walters v. d. Vogelweide zu vergleichen.

#### Arbeitsvorschlag II

Mit dem Gedicht Friedrich von Hausens lässt sich auch antike Liebeslyrik in Bezug setzen. So wendet sich Ovid (43 v. Chr.-18 n. Chr.) in seinen *Amores* (I,9) an seinen Jugendfreund Atticus mit folgenden Worten:

„Militat omnis amans et habet sua castra Cupido,  
 Attice, crede mihi, militat omnis amans...  
 Quos petiere duces animos in milite forti,  
 Hos petit in socio bella puella viro.“ (V.1-2 und 5-6)

“Krieger ist jeder, der liebt, auch Amor hält stehende Heere,  
 Atticus, glaube mir nur: Krieger ist jeder, der liebt...  
 Rasch und verwegen und stramm, so wünscht sich der Hauptmann Soldaten,  
 So mag die Holde den Mann, dem sie sich gerne gesellt.“<sup>27</sup>

Und der römische Dichter Tibull (ca. 55 –17 v. Chr.) stellt gleich im Einleitungsgedicht zu seinem Werk gegenüber seinem Mäzen Messalla klar:

„te bellare decet terra, Messalla, marique,  
 ut domus hostiles praeferat exuvias:  
 me retinent vinctum formosae vincla puellae,  
 et sedeo duras ianitor ante fores.“ (I,53-56)

“Dir, Messalla, gebührt zu Land und zu Wasser zu kämpfen,  
 Daß dein Haus zum Schmuck feindliche Beute dann zeigt:  
 Mich jedoch hält eine liebliche Maid gefesselt in Banden,  
 Sitze als Wächter ich nun vor der gefühllosen Tür.“<sup>28</sup>

<sup>26</sup> übers. v. M. Wehrli, Das große deutsche Gedichtbuch, hrsg. v. K.O. Conrady, Kronberg (Athenäum) 1977, S.7/8

<sup>27</sup> übers. u. hrsg. v. W. Marg u. R. Harder, München (Heimeran) 1968

<sup>28</sup> übers. u. hrsg. v. R. Helm, Berlin (Akademie-Verlag) 1968

In der Sekundarstufe II soll im Fach Latein Liebeslyrik gelesen werden, in der Jahrgangsstufe 12-13 gerade auch unter dem Gesichtspunkt der *militia amoris*, die als Alternative zu den Normen der römischen Gesellschaft gedacht war. Deshalb könnte sich hier ein Brückenschlag zur Minnelyrik nahe legen mit der Frage: Wo liegen Verwandtschaften, aber auch Unterschiede zwischen antiker und mittelalterlicher Liebeslyrik?

#### Arbeitsvorschlag III

Reizvoll wäre es auch, das Ritterideal, das in den oben zitierten Quellen gefordert wird, mit dem Ritterbild zu vergleichen, das in Goethes Drama „Götz von Berlichingen“ zur Sprache kommt.

Wo sind Übereinstimmungen mit dem Ideal und wo Abweichungen? (s. Anhang 3.1.2 der Handreichung)

#### Arbeitsvorschlag IV

Wie sieht das Ritterideal des Don Quijote aus? (s. Anhang 3.1.3 der Handreichung)

#### Arbeitsvorschlag V

Inwiefern trifft Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“ die historische Realität seiner Zeit oder verherrlicht er ein längst vergangenes Ideal? (s. Anhang 3.1.4 der Handreichung)

### **2.2.2 Entwicklung und Wandel des Rittertums**

Die Idealvorstellungen waren nicht zu verwirklichen, die historischen Realitäten prägten die Lebensweise der Ritterschaft und deren Anforderungen mussten sie sich anpassen. So wirkten sich Zeiten, in denen das Königtum geschwächt war, entscheidend auf die Ritterkultur aus. Hier sind zu nennen die Kämpfe zwischen Staufern und Welfen, die nach dem Tode Heinrich VI. ausbrachen und 1215 endeten, als Friedrich II. zum König gekrönt wurde, und natürlich die Zeit des Interregnums (1250-1273), als mehrere Anwärter um die Königswürde konkurrierten und ebenfalls die ordnende Staatsmacht fehlte, bis Rudolf von Habsburg an die Macht kam. In diesen Zeiten verlor die Ritterkultur, die ja mit dem Königshof und den Fürsten eng verbunden war, ihren Bezugspunkt. Auf der einen Seite war also kultureller Niedergang zu verzeichnen, auf der anderen Seite aber führte dieser zu einer Periode des sozialen Aufstiegs für die Ritter und zwar insofern, als sie jetzt die Güter nicht mehr nur für die Herren verwalteten, sondern selbst in Besitz nehmen konnten. Auch begannen die Ritter ab dem 13. Jh. eigene Burgen zu bauen. Wenn auch noch im 13. Jh. die Unterscheidung zwischen *herren von geburte frî* und dem *dienestman, ritter unde kneht*<sup>29</sup> galt, verbindet sich jetzt mit dem Rittertum der Gedanke der Freiheit.

Ende des 13. und im 14. Jh. bedingten dann verschiedene äußere Faktoren den Niedergang des Rittertums. Klimawandel und Seuchen (Pestepidemien) führten zu dramatischen Ertragsrückgängen auf den Feldern und dezimierten die Bevölkerung, so dass die Versorgung akut gefährdet war. Im Gegenzug dazu wurden aufgrund des Fortschreitens der Waffentechnik die Kosten für den Bau und die Befestigung der Burgen und die Ausgaben für die Rüstung immer höher. Bald waren die gepanzerten Reiter auch militärisch überholt. Die Ritter wurden von den Söldnern abgelöst. Diese entstammten armen Schichten und versuchten sich aus ihrer Lage zu befreien, indem sie sich zum Kriegsdienst den Fürsten andienten. Aus ihnen rekrutierten sich die Fußtruppen. Diese Söldner, auch **Landsknechte** genannt, trugen spezielle **Harnische**, die auch im Museum durch Exponate dokumentiert werden. Die Landsknechtsharnische bedeckten vor allem Brust- und Rücken, manchmal wurden sie noch durch einen Arm- und Beinschutz ergänzt. Insgesamt war die Rüstung

---

<sup>29</sup> A. Borst, Das Rittertum im Hochmittelalter, in: Borst, Rittertum S.230

wesentlich leichter als die der Ritter und verschaffte den Landsknechten mehr Bewegungsfreiheit.

„In der Schlacht stellten die Söldner sich zu einem geschlossenen Block auf, der mit auswärts gerichteten Hellebarden gespickt war und den die Angriffe der Ritter nicht aufbrechen konnten. Die Söldner marschierten wie eine lebende Mauer vorwärts und schossen mit den gefürchteten eisernen Armbrustpfeilen.“<sup>30</sup>

Da die Ritter mit ihren Waffen hauptsächlich im Nahkampf erfolgreich waren, die Armbrust aber eine schlagkräftige Fernwaffe war, hatten die Ritter gegen sie keine Chance.

Eine weitere typische Waffe der Fußsoldaten war der **Bidenhänder**, der als Ausstellungsobjekt vertreten ist. Dieses Schwert, das wegen seines Gewichts mit beiden Händen gehandhabt werden musste, war ideal, um in die Reihe der Gegner eine Bresche oder Gasse zu schlagen. Daher kommt der andere Name des Bidenhänders, der auch als Gassenhauer bezeichnet wird.

Mit dem Beginn des 15. Jh. nahm der Gebrauch der Feuerwaffen zu. Die Kanonen (**Kanonmodelle** im Museum) konnten bei der Belagerung der Burgen effektiv eingesetzt werden. Die Handfeuerwaffen in Form von Pistolen und **Büchsen** (Exponate in der Ausstellung) waren noch lange so unhandlich und unwirksam, dass man sie nicht in der Schlacht mit Erfolg benutzen konnte.

Viele Ritter, die sich den neuen Zeitumständen nicht mehr anpassen konnten, beschafften sich ihren Lebensunterhalt durch Überfälle und Raub. Auch das Fehdewesen nahm immer mehr zu, indem man oft aus nichtigem Anlass allem und jedem den Krieg erklärte und so seinen Handlungen, die im Grunde eigentlich auch nichts anderes waren als Raub, einen legalen Anstrich zu geben versuchte.

### Arbeitsvorschlag I

Eine Betrachtung des Ritterstandes zur Zeit des „Götz von Berlichingen“ bietet sich an. Wie war die historische Situation der Ritter in der damaligen Zeit und wie wird sie von Goethe dramatisch gestaltet?

Welche Bedeutung hat das Wort „Freiheit“, die Götz immer wieder für sich einfordert, für den Ritter im 15./ 16. Jh. und was hat es mit der Fehde auf sich? (s. Anhang 3.1.2 der Handreichung) Vgl. zur Fehde auch den Ritterspiegel des Johannes Rothe (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

### Arbeitsvorschlag II

Im Meier Helmbrecht erzählt der Vater seinem Sohn davon, wie die Ritter zu seiner Zeit waren:

„Gesittet waren sie und hochgemut  
und hielten nichts von Schurkenstreichen  
wie heutzutage  
nur allzu viele Frauen und Männer.  
Diese Ritter wollten mit allerlei höfischen Künsten  
den Edelfrauen gefallen: ...  
Wie sicher habe ich damals gewusst,  
was Treue und Ansehen stärkte,  
bevor die Ehrlosigkeit alles ins Gegenteil verkehrt hat! ...  
Heute aber gilt der als gescheit,  
der zu lügen und zu betrügen versteht;  
so einer ist auf der Burg hoch geachtet

---

<sup>30</sup> Duby S.116/7; R. Wohlfeil, Ritter-Söldnerführer-Offizier, in: Borst, Rittertum S.326ff.

und hat leider  
sehr viel mehr Besitz und Ansehen  
als ein Mann, der rechtschaffen lebt  
und sich um Gottes Gnade müht.“ (V.921ff.,Textausgabe zit. Anm.10)

Inwiefern stimmen diese Klagen mit den Forderungen im Ritterspiegel des Johannes Rothe überein? (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

### 2.2.3 Die Entwicklung der Burganlage<sup>31</sup>

Nach der Völkerwanderungszeit und dem Beginn der fränkischen Expansion 6./7. Jh. begann man wieder mit der Errichtung befestigter Plätze, wobei man dazu auf noch vorhandene Wallanlagen oder auf römische Befestigungen zurückgriff. Aus der Zeit des 7.-10. Jh. kennen wir in der Ebene gelegene Herrenhöfe mit dazu gehörigem Ringwall, der meist etwas erhöht lag. Im späten 9. und dann im 10. Jh. haben wir es mit Wohnbauten zu tun, die auf einer Anhöhe platziert die bisherigen Herrenhöfe in der Ebene ablösen.

Im 11. Jh., also in der Salierzeit, entstand die Frühform der mittelalterlichen Adelsburg. Der wesentliche Bestandteil dieser mit einer Ringmauer umgebenen Anlage war ein Wohnturm auf einem Erdhügel von quadratischem oder rechteckigen Grundriss. Man nennt diese frühen Burganlagen **Motte**, ein Name, der aus dem Französischen kommt und so viel wie „Erdhügel“ bedeutet. In der Pfalz kann man dafür als Beispiel das sog. „**Schlüssel**“ bei Klingenmünster anführen, das ebenso wie eine **Motte** im Museum als **Modell** zu sehen ist. Das „Schlüssel“ ist eine solch frühe Turmburg und somit eine der ältesten Steinburgen in Südwestdeutschland. Es ist als Ruine erhalten, der Turm dürfte in die Mitte des 11. Jh. zu datieren sein. Der umgebende Mauerring ist größtenteils noch erhalten, ein tiefer Graben und ein Erdwall waren vorgeschaltet. Damit ist das „Schlüssel“ die eindrucksvollste Burganlage aus salischer Zeit in der Pfalz und insofern für die Entwicklungsgeschichte der Burgen von großer Bedeutung.

Die auf die Salierzeit folgende Epoche der Staufer (12./13. Jh.) markierte den Beginn des klassischen mittelalterlichen Burgenbaus. Der typische Grundriss, der diese Burgen auszeichnete, war der einer Ringmauerburg, die bis zum Ausgang des Mittelalters als Bauform in Mitteleuropa bestimmend blieb. Diese Ringmauerburg wies einen Turm auf und einen größeren Wohnbau, die beide innerhalb einer Wehrmauer lagen, an die sich noch weitere Gebäude wie z.B. Wirtschaftsbauten anschließen konnten. Das **Steinenschloss (Modell im Museum)**, das in der Nähe von Pirmasens auf einer Anhöhe zwischen Thaleischweiler und Waldfishbach zu finden ist, führt seine Anfänge zwar noch auf die salische Zeit zurück, zeigt aber durch bauliche Veränderungen in der Epoche der Staufer schon das typische Aussehen einer staufischen Wehrburg.

Der unspezifische Name „Steinenschloss“ weist daraufhin, dass der ehemalige Name der Burg nicht bekannt ist, was auch beim „Schlüssel“ der Fall ist. Am Hang liegt ein höherer und ein niedriger gelegener Burgteil, die aber beide von derselben Burgmauer umschlossen werden. Das Besondere am Steinenschloss sind zwei mehrgeschossige palasartige Gebäude, die innerhalb des Mauerareals liegen. Der runde Bergfried, der nur zur Verteidigung gedacht ist, wird erst nach dem 12. Jh. hinzugefügt.

---

<sup>31</sup> Lit. allgemein zur Entwicklung des Burgenbaus neben dem Begleitbuch zur Ausstellung: C. Schüler-Beigang, Burgenbau, u. d.ers.: Zusammenfassung: Spuren der Bau- und Siedlungsgeschichte in der Kulturlandschaft, in: Das Rheintal S.228-286; J. Keddigkeit, Burgen in der Pfalz, in: Rothenberger/Staab/Keddigkeit, Pfälzische Geschichte Bd.1, S.175-182; Keddigkeit/Thon/Übel, Pfälz. Burgenlexikon Bd.2, S.406-41; Stein S.18-26; 72ff., 188ff.; Meyer, Trifels-Sonderband; weitere Informationen auch im Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.4 „Die Funktion der Burg“

Denn erst in der ersten Hälfte des 13. Jh. wurde der Hauptturm der Burg zum reinen Verteidigungsturm mit rundem oder quadratischen Grundriss, an dem Schießscharten angebracht waren. Dieser wurde an der offenen Flanke der Burg errichtet, die durch einen Angriff am ehesten zu gefährden war. Auch die Ringmauern wurden an dieser Seite erhöht und verstärkt. Diese Mauer wurde als Schildmauer oder hoher Mantel bezeichnet. Der Wohnbau lag geschützt auf der feindabgewandten Seite der Burg.

Als das klassische Beispiel für eine Burg aus staufischer Zeit kann die **Trifels** gelten, von der in der Ausstellung ein **Modell** präsentiert wird. Obwohl auch hier der Baubeginn ins 11. Jh., also die salische Epoche zurückreicht, verkörpert sie die typisch staufische Felsenburg. Ihr charakteristisches Gepräge erhielt die Burg, als Philipp von Schwaben, der Bruder des 1197 verstorbenen Heinrich VI., den Neubau in Angriff nahm. Hervorstechendes Merkmal der Burg ist der Bergfried aus markantem Buckelquadermauerwerk, der auch als Kapellenturm bezeichnet wird, da im ersten Obergeschoss eine Kapelle untergebracht ist, die damit über dem Tor liegt. Über der Kapelle befindet sich ein Tresorraum. In Kapelle und Tresorraum wurden die Reichskleinodien in den Jahren 1208-1221, 1246-1274 und 1292 bis 1298 aufbewahrt. Neu errichtet wurden unter Philipp von Schwaben auch die Ringmauern des mittleren Burgareals, der Brunnenturm in seinen unteren Teilen, der den 79 m tiefen Brunnen beherbergt, und ein Burghaus in der Unterburg. Friedrich II., der 1215 Herr der Trifels wurde, erbaute in den Jahren 1235-1245 den Palas neu. Bisher hatte man noch den Palas aus salischer Zeit weiter benutzt. Der Grundriss des neuen dreigeschossigen Palas war trapezförmig-polygonal. Der sog. Kapellenturm wurde mit dem Palas eng zu einer Einheit verbunden, was sicher dem Wunsch nach größerer Bequemlichkeit entsprach, der sich auf staufischen Burgen immer stärker bemerkbar machte. Ab dem 14. Jh. verlor die Trifels dann ihre Bedeutung und wurde 1635 im dreißigjährigen Krieg für immer verlassen. Im 18. Jh. war sie nur noch eine Ruine, bis im 19. Jh. der Wiederaufbau der Burg begann.

Bis zur Regentschaft Friedrichs II. blieb der Burgenbau Vorrecht des Königs, Friedrich selbst überantwortete den weltlichen Fürsten das Befestigungsrecht, so dass nun auch weltliche und geistliche Fürsten Burgen errichteten, wobei der Bau einer Höhenburg zunächst Privileg des hohen Adels war. Der niedere Adel errichtete dagegen Niederburgen in der Ebene in der Nähe von Dörfern. Doch auch das änderte sich bald gegen Ende des 13. Jh.

Etwa in diese Zeit ist die Burg **Hohenfels** bei Dambach im Elsass zu datieren, deren **Modell** ebenfalls im Museum ausgestellt ist. Obwohl schon wahrscheinlich im 12. Jh. genutzt, was archäologische Funde erweisen, wird sie urkundlich erst am Ende des 13. Jh. erwähnt, die erhaltenen Gebäudereste sind ans Ende des 13. Jh. zu datieren oder entstammen gar noch späterer Zeit. Diese Anlage besteht aus einer Unter- und Oberburg. Von der Unterburg ist leider nur noch wenig erhalten. Zwischen Ober- und Unterburg erstreckt sich an der Südseite eine Felsterrasse, an deren Westende ein Felsabbruch eine Lücke gerissen hat. Dort war ein Torgraben angelegt, in dem noch zwei aus dem Fels herausgearbeitete Brückenpfeiler zu sehen sind, auf denen je eine Zugbrücke auflag, die aber beide nicht mehr erhalten sind. Die Oberburg, auf einem langgestreckten und hoch aufragenden Felsen errichtet, ist in einen westlichen und östlichen Teil untergliedert, die von der mittleren Terrasse über Treppen zu erreichen sind. Auf der östlichen Oberburg, die auf der obersten Terrasse des Burgfelsens liegt, befinden sich die Wohnbauten. Wohl die gesamte Fläche dieses Felsens nahm ein mindest dreigeschossiges Gebäude ein, von dem heute nur noch die Nordwand erhalten ist. Im Osten der Anlage schließt sich noch ein separater Felsen an, der ebenfalls bebaut war. Der Zugang wurde wiederum durch eine Treppe gewährleistet. Aufgrund der Ergebnisse von Ausgrabungen hat dort ein etwa 25 m langer Fachwerkbau gestanden, der vielleicht sogar als eigene Burg gewertet werden muss.

Als im 16./17. Jh. die Feuerwaffen eingeführt wurden, waren die Burgen unter dem Verteidigungsaspekt nutzlos. Statt Burgen in der Höhenlage anzulegen ging man dazu über,



großzügige Renaissanceschlösser zu errichten, die aber im Gegensatz zu den Schlössern des 18. Jh. immer noch den Gesichtspunkt der Wehrhaftigkeit berücksichtigten.

Die **Hardenburg** in der Pfalz bei Bad Dürkheim, die im **Modell** in der Ausstellung in ihrem jetzigen Zustand vorgestellt wird, gehört in diese Zeit und ist ein gutes Beispiel für den Umbau der mittelalterlichen Burg zum Wehrbau der Renaissance. Da die ehemalige Burg der Leininger Grafen heute eine Ruine ist, wurde der Versuch gemacht, ihr **Aussehen um 1580** zu rekonstruieren. Diese **Rekonstruktion**, die sich recht schwierig gestaltete, da sie sich nur auf Skizzen und die Wiedergabe der Anlage auf dem Grabrelief der Leininger in der Dürkheimer Schlosskirche stützen konnte, ist Exponat im **Jungen Museum**. Mit der Hardenburg haben wir nach der Burg Lichtenberg bei Kusel, die umfangreichste pfälzische Burganlage vor uns, deren Ursprünge auf den Anfang des 13. Jh. zurückgehen und deren späteste Bauteile ins 17. Jh. weisen. Von der ursprünglichen Anlage aus dem 13./14. Jh. sind kaum Reste vorhanden. Auch von dem Bergfried, der sicher zu diesem Komplex gehörte, ist archäologisch nichts nachweisbar. Die imposante Ruine der Hardenburg, wie sie sich heute dem Besucher präsentiert, ist geprägt von den Bauarbeiten zwischen 15. und 17. Jh.. Im 16. Jh. „vergrößerte man den Komplex rundum, so dass ein unregelmäßiges Fünfeck entstand: Runde bzw. dreiviertelrund vorspringende Geschütztürme und Rondelle und der vor den Halsgraben gestellte Geschützturm (Westbollwerk) im Westen der Burg markieren dessen Eckpunkte. Später kamen östlich anschließend der Große Ausfallgarten mit der Münze, der Lustgarten im Süden, der große südliche Vorhof und der Lindenplatz außerhalb des eigentlichen Burgareals dazu. Hierbei ist unübersehbar, dass ab dem späten 16. Jahrhundert die Entwicklung zur Festung bzw. zum festen Schloss zunahm.“<sup>32</sup>

Um die neu aufgekomen Kanonen abzuwehren, brauchte man ein besseres Verteidigungssystem als eine Ringmauer und einen Bergfried. So kam es allmählich zum Ausbau von Festungen mit Schanzen, Bastionen, Minengängen, Rundtürmen. All die Verteidigungsvorkehrungen auf der Hardenburg konnten jedoch nicht verhindern, dass sie 1794 von den französischen Revolutionstruppen, die die Pfalz besetzten, niedergebrannt wurde. Da durch das Fortschreiten der Waffentechnik immer größere Investitionen in die Verteidigungsanlagen nötig wurden, konnte sich der niedere Adel bald eine Instandhaltung seiner Burgen nicht mehr leisten und war gezwungen, diese aufzugeben.

Als im 19. Jh. die Romantik den Blick auf die mittelalterliche Vergangenheit lenkte, entdeckte man auch die Burgen neu. Als nach dem Wiener Kongress die Rheinlande an Preußen fielen, versuchten die Hohenzollern durch Erwerb und Aufbau vieler Burgruinen, aber auch durch deren Erhalt und Pflege als solche ihre Macht nach außen zu demonstrieren. Die Burg Sooneck und die Burg Stolzenfels sind zwei Beispiele für Burgenreparaturen unter preußischer Regentschaft. Die **Sooneck (Modell im Museum)**, die 1271 zum ersten Mal urkundlich bezeugt wird, ist eine vom Niederadel errichtete Höhenburg. 1282 zerstört, wurde sie 1349 neu aufgebaut. Sooneck besteht aus einer Haupt- und Vorburg und liegt auf einem zum Rhein steil abfallenden Hang. Die Hauptburg mit etwa rechteckigem Grundriss wird vom Bergfried überragt, der mit einer Ecke der gefährdeten Seite zugewandt, an den Wohnbau anschließt. Von ihrem kompakten Aufbau her wirkt die Kernburg wie ein Wohnturm. Die 1689 von den Franzosen zerstörte Burg wurde für den preußischen König Friedrich Wilhelm IV und seine Brüder 1843-1861 als Jagdburg hergerichtet. Eine noch wichtigere Rolle spielte in diesem Zusammenhang die Burg **Stolzenfels**, deren **Modell**<sup>33</sup> ebenfalls im Museum vertreten ist. In der Mitte des 13. Jh. begonnen, wies die Burg einen hohen fünfeckigen Bergfried auf, der nicht an die umgebende Mauer anschloss, sondern frei innerhalb der

---

<sup>32</sup> Keddigkeit/Thon/Übel, Pfälz. Burgenlexikon Bd.2, S.287-288

<sup>33</sup> Auch ein Korkmodell der Ruine Stolzenfels ist zu sehen. Weiterhin dokumentieren verschiedene Gemälde aus dem 19. Jh. den Zustand und das Aussehen der Burg Stolzenfels wie z. B. das Gemälde „Der große Rittersaal“ von Schloss Stolzenfels 1847 von Caspar Scheuren .

Mauern stand. Wo ursprünglich genau die Wohnräume lagen, ist nicht mehr auszumachen. Im Jahre 1370 wurde ein von den übrigen Gebäuden der Burg abgesetzter, stattlicher Wohnturm errichtet. Ein weiterer Wohnbau ist wohl später entstanden.

Die über dem Rhein gelegenen Burgen dienten einst als Zollstationen. Eine solche war auch Stolzenfels. Obwohl das Kassieren von Zöllen bis ins 13. Jh. allein dem Reich zustand, verlor im Interregnum (1254-1273) das Reich zunehmend diese Rechtsposition mit der Folge, dass die adeligen Burgbesitzer jetzt beim Rheinhandel mitmischten und Zölle erhoben.

Der charakteristische Anblick der Burg, der sich dem heutigen Betrachter bietet, verdankt sich preußischer Restaurierung. 1823 schenkte die Stadt Koblenz Stolzenfels dem damaligen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. Zunächst wurde möglichst schonend restauriert und der alte Bestand in die Renovierung integriert, 1841 wurde die Umgestaltung, mit der jetzt der berühmte Berliner Architekt Karl Friedrich Schinkel betraut war, in umfassenderem Rahmen in Angriff genommen. Aus der mittelalterlichen Burg wurde ein Schloss für den Sommeraufenthalt des Königs am Rhein:

„Soweit sich die mittelalterliche Architektur weiterverwenden ließ, wurde sie zur Grundlage der Neuplanung gemacht. Neu aufgeführt wurden vor allem der rückwärtige Wohntrakt, der Torbau und die Kapelle sowie der Pergola- Garten. Die ehemals vierteilige Burg wurde durch diese Zutaten zu einem symmetrisch aufgebauten Ganzen verschmolzen, was durch die umlaufenden Zinnenkränze, hinter denen die flachen Dächer verschwinden, noch unterstrichen wird.“<sup>34</sup>

#### Arbeitsvorschlag:

Die in der Speyrer Ausstellung gezeigten Burgmodelle geben einen sehr guten Überblick über den Burgenbau im Wandel der Zeiten. Hier könnte man Schülerinnen und Schülern vor Besuch der Ausstellung die Aufgabe übertragen, sich über diese verschiedenen Burganlagen unter den folgenden Aspekten kundig zu machen:

Welche Charakteristika zeichnen die einzelnen Burganlagen aus? Inwiefern sind sie typisch für ihre Zeit?

Zur Geschichte und Bauform der Burgen lassen sich Informationen aus touristischen Führern über die Region entnehmen bzw. aus der unter Anmerkung 31 angegebenen Literatur. Tipps über die Burgen wie deren Besichtigungszeiten, Abbildungen, Geschichte, Grundrisse sind weiterhin im Internet zu finden (s. Literaturverzeichnis der Handreichung). Angaben finden sich hier nicht nur für die Burgen in Rheinland- Pfalz, sondern auch für die Burgen in angrenzenden Regionen wie z.B. dem Elsass.

Das Museum bietet ebenfalls per Computerprogramm einen Überblick über die Burgenlandschaft der Region.

## **2.2.4 Die Funktion der Burg**

### **2.2.4.1 Die Burg als Verteidigungsanlage**

Die Burg war als Befestigungsanlage konzipiert, um die Burgbewohner vor feindlichen Überfällen zu schützen und längeren Belagerungen standzuhalten. Der Verteidigung diente die die Burg umgebende Mauer und der Bergfried. Die Ringmauer war mit schmalen Schlitzen versehen, die entweder länglich oder kreuzförmig sein konnten. Sie waren als Schießscharten für Pfeil und Bogen gedacht. Nach innen wurden sie breiter, damit der Bogenschütze hinter der Mauer Bewegungsfreiheit hatte. Gegen Ende des 14. Jh. entwickelte man Schießscharten, die für Feuerwaffen geeignet waren. So gab es dann kugelrunde Scharten oder sog. Schlüsselscharten, die das Aussehen eines Schlüssellochs hatten und bei

---

<sup>34</sup> C. Schüler-Beigang, Burgenbau, in: Das Rheintal S.272-274

denen man im runden unteren Teil das Gewehr auflegen konnte. Oben auf der Burgmauer befand sich der Wehrgang, der mit Zinnen versehen war. Die Freiräume zwischen den Zinnen konnten manchmal zur Sicherung durch Holzklappen geschlossen werden. Hier konnten ebenfalls Bogenschützen Position beziehen oder Katapulte untergebracht werden, mit denen Geschosse in die Reihen der Gegner geschleudert wurden. Teile des Wehrgangs waren zusätzlich nach außen vorgebaut. Hier gab es Löcher in den Böden, durch die man die Feinde unter Beschuss nehmen oder mit heißem Öl oder Pech übergießen konnte. Vom Bergfried aus oder auch, wenn mehrere Türme in die Mauer integriert waren, konnten Wachen von dort die Umgebung beobachten und heranrückende Feinde beschießen.

Handelte es sich um größere Burganlagen, dann gab es eine innere Mauer, die die Wohngebäude umgab und eine äußere Befestigung. Zwischen beiden konnten Gräben verlaufen, die man zu Verteidigungszwecken auch mit spitzen Pfählen und **Fußangeln** (Beispiele im Museum) spicken konnte. Die Schwachstelle der Burg war das Tor. Oft war es durch einen Wassergraben vom Torweg getrennt und gab nur über eine Zugbrücke den Zugang frei (Reste einer Zugbrücke bei der Burg Hohenfels im Elsass!). An dem Tor selbst war meist ein Fallgitter als weiterer Schutz angebracht. Wollte man eine Burg erstürmen, war es natürlich besonders schwierig an hoch gelegene Burgen heranzukommen. So versuchte man meist zunächst, die Bauernhöfe der Umgebung anzuzünden, die Felder zu verwüsten und damit die Versorgung der Burg abzuschneiden, bevor man sich an die eigentliche Belagerung machte. Um die Belagerungsmaschinen in Stellung zu bringen, mussten zuerst die Gräben aufgefüllt werden. Die Geräte, mit denen man die Mauern zu überwinden versuchte, nannte man Antwerk. Sie waren z.T. schon in der Antike im Einsatz, wie z. B. der Rammbock, der auch als Widder bekannt ist. Damit versuchte man Tor oder Mauern einzurennen. Um die Belagerten zu beschießen, benutzte man den Katapult. Mit einer Winde wurde der Katapult gespannt. Ließ man das Seil los, konnte man damit auch schwere Geschosse über die Mauern befördern. Nicht selten beschoss man die Verteidiger der Burg auch mit Tierkadavern, Mist oder sogar mit den abgeschnittenen Köpfen von Feinden. Eine Art Steinschleuder, also eine Wurfmaschine für kleinere Geschosse, die **Mange** genannt wurde, wird im **Jungen Museum** vorgeführt.

Mit Hilfe von riesigen Armbrüsten, deren Bogensehne ebenfalls durch eine Seilwinde gespannt wurde, konnte man Feuerpfeile verschießen. Um die Mauern zu erstürmen, gab es Belagerungstürme und Sturmleitern. Um sich vor den Verteidigungsmaßnahmen aus der Burg zu schützen, konnte man sich hinter hölzernen Schutzdächern und großen beweglichen Schildmauern verbergen, und um zu verhindern, dass diese in Brand geschossen wurden, ließen sich die hölzernen Deckungen mit nassen Tierhäuten abdecken.

Erst seit dem Hochmittelalter finden als Belagerungsmaschinen die sog. Bliden Verwendung. Die Bliden arbeiteten nach dem Prinzip einer Wippe. An einem Ende wurde in einer Schlinge ein Geschoss befestigt, am anderen Ende hing ein schweres Gegengewicht. Dieses Gegengewicht wurde nun mittels Winden nach oben gedreht, dann wurde die Spannung losgelassen und das Geschoss wurde weggeschleudert. In der Ausstellung ist das **Modell einer Blide** zu sehen (Maßstab 1:10), weiterhin große und kleine **Schleuderkugeln**, unter denen sich als Besonderheit eine **Schleuderkugel mit Gesicht** befindet. Mit der Erfindung der Feuerwaffen kamen dann **Kanonen** zum Beschießen der Burg in Einsatz, auch hiervon zeugen **Modelle** im Museum.

### Arbeitsvorschlag I

Wo lagen die Schwachstellen der Burg und wie konnte man sie entschärfen?

Welchen Vorteil brachte die Höhenlage?

## Arbeitsvorschlag II

Richard Löwenherz, in der Pfalz vor allem dadurch bekannt geworden, dass er auf dem Trifels 1193/94 gefangen gehalten wurde, hatte sich 1196 im Seinetal an der Grenze der Normandie eine gewaltige Burg erbaut, die er Château-Gaillard („kraftvolle Burg“) nannte. Sie hatte eine dreifache Ringmauer und unten am Fluss weitere Befestigungsanlagen. Im Jahre 1203 belagerte der französische König Philipp August diese Burg. Von folgendem Vorgehen wird dabei berichtet:

„Mit Leichtigkeit eroberten seine Soldaten die ersten Verteidigungsanlagen. Oben angekommen, ließ der König gegenüber von Château-Gaillard ein befestigtes Lager errichten, um den Zugang zur Burg abzuriegeln. Er machte sich keine Hoffnung, sie im Sturm nehmen zu können, sondern rechnete damit, die Verteidiger zum Aufgeben zu zwingen, indem er sie aushungerte. Um länger durchzuhalten, vertrieben die normannischen Ritter alle unnützen Esser aus der Burg- die Quellen sprechen von fünfhundert Menschen. Mitten im Winter irrten sie lange Zeit zwischen beiden Armeen in den Gräben umher. Im Februar war der französische König das Warten leid und griff an. Er ließ den Graben auffüllen, die Wurfmaschinen herbeiholen, Holztürme errichten und die Fundamente der ersten Mauer untergraben. Ein Mauerteil brach zusammen, aber die Bresche öffnete nur den ersten Befestigungsring. Lange Zeit standen die Franzosen vor dem zweiten und kamen nicht von der Stelle. Schließlich gelang es einem der Söldner, sich durch das Latrinenloch eines der Türme zu zwängen. Er öffnete das Tor und ließ seine Gefährten hinein. Die Belagerten zogen sich in den dritten Befestigungsgürtel zurück, der schließlich am 6. März erobert wurde- nach 8 Monaten Belagerung“.<sup>35</sup>

Welche Stationen der Belagerung werden hier geschildert?

Was fördert die Erstürmung der Burg entscheidend?

### **2.2.4.2 Die Burg als Wohnsitz**

Als Wohnung in der Burganlage diente der sog. Palas, dessen Benennung sich vom Wort *Palatium* ableitet, das wiederum ursprünglich vom Palatin, dem Namen eines der sieben Hügel Roms und dem darauf befindlichen kaiserlichen Wohnsitz herrührt. Der Begriff lebt aber auch später im Wort „Palast“ weiter. Das entsprechende französische Pendant „Palais“ findet dann im 17. Jh. gleichberechtigt neben der Bezeichnung „Palast“ im deutschen Sprachgebrauch Eingang.

Obwohl in der Regel ausschließlich zu Wohnzwecken gedacht, gibt es auch den sog. „wehrhaften Palas, der meist dort erbaut wurde, wo man auf einen Bergfried verzichtet hatte.“<sup>36</sup> Der Palas umfasste in seiner Idealform Vorratsräume im Erdgeschoss, einen großen Saal im ersten Obergeschoss als Speisesaal für die Burgbewohner und ihre Gäste und darüber die Wohnräume. Diese typische Aufteilung des Palas ist in der Burg Trifels verwirklicht und wird vom Museum anschaulich im **Modell** einer **staufischen Idealburg** dokumentiert. Der große Festsaal hatte einen offenen Kamin und konnte mit Wandvertäfelungen ausgestattet sein oder auch mit Wandbehängen geschmückt. Beides diente nicht nur zur Verschönerung der Räume, sondern auch zur Wärmedämmung. Die Wohn- und Schlafräume des Burgherren und seiner Familie lagen in den Geschossen über dem großen Saal. Die bekanntesten Räumlichkeiten des Palas sind die Kemenaten, die man mit den Räumen, die den Frauen vorbehalten waren, gleichsetzt. Doch steckt in diesem Wort das lat. *caminus*, so dass die Kemenate im Grunde nur einen beheizbaren Raum bezeichnet, der als Wohn- oder Schlafräum diente. Das Mobiliar war meist spärlich. Seine Habe bewahrte man in Truhen auf,

---

<sup>35</sup> Duby S.115

<sup>36</sup> J. Keddigkeit, Burgen in der Pfalz, in: Rothenberger/Staab/Keddigkeit, Pfälz. Geschichte Bd.1, S.177

Sitzgelegenheiten waren aus Stein in die Fensternischen gehauen, ansonsten saß man meistens auf Hockern oder Faltstühlen. Natürlich gab es zum Schlafen ein Bett. Dies trug einen Baldachin, an dem Vorhänge angebracht waren. Wenn diese geschlossen waren, war man vor Kälte geschützt, aber auch das Ungeziefer hielt man fern. Ein solches **Bett** ist im Jungen Museum nachgebaut. Außer mit Kaminfeuer war es ebenso gebräuchlich, mit Kachelöfen zu heizen, die schon seit der Stauferzeit eingeführt waren. **Zierkacheln** für Öfen, aber auch Bodenfliesen, präsentiert die Ausstellung, wovon eine aus dem 15. Jh. ein Liebespaar zeigt. Manchmal gab es einen eigenen Bau für die Kemenaten in der Burg, der dann noch weitere Räume umfasste wie die Kapelle, die Waffenkammer und einen Raum, in dem die Damen ihren Handarbeiten nachgehen konnten. Aber die Kapellen konnten auch in die Türme integriert sein, ja sogar in die Tortürme (wie in der Burg Trifels!), so dass man fast glauben könnte, dass die Burgherren beim Tor, dem relativ ungeschützten Teil des Burggeländes, ihr Gottvertrauen zur Verteidigung der Burg in die Waagschale werfen wollten.

Eine Burg muss man sich mangels adäquater Heizmöglichkeiten als recht kaltes Gemäuer vorstellen. Um die Kälte draußen zu halten, begnügte man sich deshalb auch mit eher kleinen Fensteröffnungen. Das hatte natürlich zur Folge, dass es in der Burg an Helligkeit mangelte, zumal die Fenster entweder mit Tierhäuten bespannt wurden oder mit milchig-trüben Glasscheiben versehen waren. Da nicht viel Licht ins Innere drang, brauchte man natürlich Lampen. Licht spendeten **Öllampen** (Beispiele in der Ausstellung) oder Fackeln, die aber beide den Nachteil hatten, dass sie sehr stark rußten und einen ranzigen Geruch verströmten. Kerzen kannte man nur aus Tierfett, unsere heutigen Kerzen aus Stearin und Paraffin wurden erst im 19. Jh. erfunden.

In einem eigenen Trakt war die Küche untergebracht. Da man über offenem Feuer kochte, konnte leicht ein Brand entstehen. Deshalb verlegte man die Küche nicht in das Wohngebäude in die Nähe zum Speisesaal, auch wenn dadurch die Speisen lange Wege zurücklegen mussten, bis sie serviert wurden, und sie so meist kalt waren, bis sie auf den Tisch kamen. An die Küche konnten sich weitere Vorratsräume und ein Backhaus anschließen, da man das Brot ja selbst backen musste. Als bestes Brot galt das Weißbrot. So erklärt in der mittelhochdeutschen Dichtung Meier Helmbrecht der Sohn, der unbedingt Ritter werden will, seinem Vater: „Auch will ich bis zu meinem Tode nur noch Brot aus hellem Weizenmehl essen;...“ (V.477/8; Textausgabe zit. Anm.10).

Manchmal war an die Küche auch ein Brauhaus angeschlossen, wo man aus Gerste Bier braute.

Das Fleisch wurde an Spießen gebraten oder es wurde in großen Kesseln gekocht, die an einem Haken über dem Feuer hingen. An diesem Haken konnten Ringe befestigt sein, an denen man die Töpfe in verschiedener Höhe einhängen konnte (so in der **Museumsküche**), oder aber der Haken wies Kerben „Zähne“ auf, um die Höhe zu regulieren. Hatte der Haken „Zähne“, um den Topf höher oder niedriger über den Herd zu hängen, musste man, damit das Essen schneller gar wurde, eben „einen Zahn zulegen.“ Die Küchenkultur der damaligen Zeit wird in der Ausstellung illustriert durch verschiedene **Küchengerätschaften** wie Kessel, Pfannen, Vorrats-, Schöpfgefäße und Bratroste, wobei deutlich wird, dass viele Geräte der mittelalterlichen Küche aus Holz bestanden.

Da es in der damaligen Zeit keine Kühlschränke und Tiefkühltruhen gab und somit auch kein Fast Food, musste alles in mühevoller Arbeit frisch zubereitet werden. Auf der Burg oder auf den Wiesen in ihrer unmittelbaren Umgebung konnte man Tiere halten und die Bauern des umgebenden Landes, das zur Burg gehörte, belieferten die Burgbewohner mit Naturalabgaben. Zum Problem entwickelte sich unter diesen Umständen natürlich die Vorrathaltung, vor allem in den langen Wintermonaten, wenn man keine frischen Lebensmittel zur Verfügung hatte. Das Fleisch räucherte man im Kaminrauch oder salzte (pökelte) es ein. Heute assoziieren wir mit Rittermählern meist den Genuss von Wild, doch lässt sich aus Funden dies nicht bestätigen. Was in der Regel verzehrt wurde, war

Schweinefleisch und Geflügel, Wild kam nur nach erfolgreicher Jagd auf den Tisch. Meist stand Gemüse wie Bohnen und Erbsen auf dem Speiseplan, die man dörkte, wollte man sie über den Winter bringen. Kraut wurde in Gefäßen aus gebranntem Ton gelagert. Obst konnte auch zur Haltbarmachung in Honig eingelegt werden. Auf manchen Burgen war Imkerei nicht unüblich. Fleisch konnte man außerdem dadurch unverderblich machen, dass man es in Fässern abwechselnd in Schichten mit Obst einlagerte. Der Obstsaft konservierte das Fleisch. Gerne aß man im Mittelalter Fische, die man in zur Burg gehörigen Teichen oder sogar im Burggraben halten konnte.

Ein weiteres Problem der Vorratshaltung waren das Ungeziefer, Mäuse und Ratten, die man von den gelagerten Speisen fern halten musste. Ein Trick der mittelalterlichen Kochkunst war es auch scharfe und stark gewürzte Soßen zu verwenden, die den Geschmack von nicht mehr ganz einwandfreiem Fleisch verdeckten. Aus den Schwierigkeiten der Lebensmittellagerung ergibt sich, dass man durch verdorbenes Essen leicht krank werden konnte.<sup>37</sup> Wenn man weiterhin noch berücksichtigt, dass es keine Müllentsorgung gab, man also die Abfälle einfach in den Hof, in den Dörfern und Städten einfach auf die Straße kippte, dass es weiterhin keine Kanalisation für die Abwässer gab und die Wege nicht asphaltiert waren, sondern es sich meist um schlammige Pfade handelte, muss man sich nicht wundern, dass das Mittelalter eine Zeit der Krankheiten und Seuchen war und wenig mit romantischen Vorstellungen zu tun hat.

Toiletten gab es auch auf der Burg, natürlich handelte es sich dabei nicht um Wasserklosetts. Der Sitz bestand aus einer Steinplatte mit rundem Loch. Falls die Aborte am Kaminschacht angebaut waren, war es dort sogar richtig warm. Die einzige Hygiene bestand darin, dass sie an der Außenmauer der Burg angebracht waren, so dass sie in den Burggraben oder in Jauchegruben entsorgt wurden. Allerdings entwickelte sich in den Gruben ein furchtbarer Gestank und sie mussten regelmäßig entleert werden.

Ein weiteres Problem war die Wasserversorgung der Burg, nicht jede Burg nannte einen Brunnen ihr Eigen. Eine solche Anlage war jedoch wichtig, um im Falle der Belagerung unabhängig zu sein und um nicht vom Feind „ausgetrocknet“ zu werden. Wer keinen Brunnen hatte, versuchte Regen- oder Schmelzwasser zu sammeln. Da dies aber kaum ausreichte, wird man zusätzlich Wasser aus dem Tal von Bächen oder Quellen mühsam herangeschafft haben. Liest man die mittelalterlichen Ritterepen, so war der Hang zur Sauberkeit und zum Waschen sehr groß. So wird von Parzival erzählt: „Am Bach, der durch die Wiesen floß, wusch er sich alle Morgen...“(3.Buch; Reclam-Auswahl S.5; s. Anm.10). Die Reinlichkeit der Ritter wird im Museum belegt durch die **Rekonstruktion eines Badehauses** beim Schloß in Klingenmünster, das neueste Ausgrabungen nachgewiesen haben und das zugleich als eine Art „Sauna“ fungierte. Schon in salischer Zeit wussten die Ritter also diesen Komfort zu schätzen. Wenn das Wasser jedoch über weite Strecken transportiert werden musste, hieß es natürlich sparsam damit umgehen. Denn Wasser war sehr kostbar und zuerst mussten die Tiere getränkt werden.

#### Arbeitsvorschlag I

Warum war die Küche in den mittelalterlichen Burgen separat untergebracht, obwohl dies den Nachteil mit sich brachte, dass die Speisen oft kalt auf den Tisch kamen?

Wie sah die Vorratshaltung in der damaligen Zeit aus?

#### Arbeitsvorschlag II

Über das Leben auf der Burg informiert uns ein Text, in dem der Reichsritter Ulrich von Hutten (1488-1523) Folgendes berichtet:

---

<sup>37</sup> Gravett S.40-43; v.Peschke S.26-29

„Die uns ernähren, sind bettelarme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge und Wiesen verpachten. Der einkommende Ertrag ist, gemessen an der aufgewandten Mühe, gering... Sodann müssen wir uns in den Dienst eines Fürsten stellen, von dem wir Schutz erhoffen. Wenn ich das nicht tue, glaubt jeder, er könne sich alles gegen mich erlauben. Aber auch wenn ich es tue, ist diese Hoffnung täglich mit Gefahr und Furcht verbunden. Gehe ich nämlich von Hause fort, so muss ich fürchten, auf Leute zu stoßen, mit denen der Fürst...Fehde oder Krieg führt und die mich seinetwegen anfallen und wegschleppen.... Deswegen halten wir uns Pferde und Waffen und umgeben uns mit zahlreichem Gefolge, alles unter großen und spürbaren Kosten. Die Burg ist von Mauern und Gräben umgeben, innen ist sie eng und durch Stallungen für Vieh und Pferde zusammengedrängt. Daneben liegen dunkle Kammern, voll mit Geschützen, Pech, Schwefel...Überall stinkt es nach Schießpulver; und dann die Hunde und ihr Dreck, auch das- ich muss schon sagen-ein lieblicher Duft!...Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Rinder, das Bellen der Hunde, die Rufe der auf dem Feld Arbeitenden, das Knarren der Fuhrwerke...ja sogar das Heulen der Wölfe hört man in unserem Haus, weil es nahe am Wald liegt. Der ganze Tag bringt vom Morgen an Mühe und Plage, ständige Unruhe und dauernden Betrieb....“<sup>38</sup>

Was verrät der Text über den Stand der Waffentechnik?

Wie war die Situation der Ritter und Bauern in dieser Zeit? Gibt der Text die historische Realität wieder? Vergleiche mit „Götz von Berlichingen“ (s. Anhang 3.1.2 der Handreichung) bieten sich an: So behauptet Weislingen im Dialog mit Götz im 1. Aufzug, dass die Fürsten „ihrer Leut und Länder Bestes wahren“, obwohl auch sie nicht vor „ungerechten Rittern sicher“ seien.

Wie deutet Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel die Lage der Bauern? (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

## 2.2.5 Bewaffnung

### 2.2.5.1 Kampf

Wenn wir bei der Rüstung des Ritters vor allem an den Eisenpanzer denken, der den ganzen Körper bedeckt, so handelt es sich hierbei erst um eine Erscheinung des Spätmittelalters. Neben einer repräsentativen **Auswahl an Rüstungen** im Historischen wie im Jungen Museum besitzt die Ausstellung ein Prachtexemplar eines **Vollharnischs** aus dem 15. Jh.. Zwar schützte eine solche Rüstung sehr gut, doch war es unmöglich, sich darin zu bewegen, wenn man nicht für die Arm- und Beingelenke Bewegungsfreiheit schuf. Dies geschah dadurch, dass man z. B. an den Schultern und am Oberarm mehrere einzelne Eisenringe miteinander verband statt den Schulter- und Oberarmschutz in einem starren Stück zu schmieden. Auch die Beweglichkeit des Oberkörpers verbesserte man dadurch, dass man den Harnisch auf Brust- und Rücken in der Horizontale teilte und die untere Hälfte zungenartig über die obere schob und ineinander befestigte, was man an dem Ausstellungsstück im Museum sehr gut erkennen kann. Ellenbogen und Knie schützte ein extra gefertigtes Metallstück, an das wiederum der anschließende Arm-, Bein- und Fußschutz beweglich mit Lederriemen angefügt war. Der Unterleib wurde mit einer Art Tonnenrock aus Eisenreifen bedeckt. Trotz all dieser Vorkehrungen war eine solche Rüstung relativ starr und unbequem und auf Grund ihres hohen Gewichtes von 23 kg. beschwerlich zu tragen. Bei dem in Speyer gezeigten Vollharnisch wird der Panzer im Bereich zwischen Schulter und Brust noch durch

---

<sup>38</sup> Geschichte und Geschehen (Rheinland-Pfalz/Saarland) Bd.1 / 2, Leipzig (Klett) S.234

kunstvolle Rosetten verstärkt. An diesen Rosetten sollte die Lanze des Kontrahenten abrutschen, so dass die gegnerische Waffe sich nicht zwischen Brust und Arm festhaken konnte.

Doch der Weg zum Vollharnisch war lang, zunächst wurde am Anfang im 11. Jh. das relativ lange Kettenhemd (Auswahl von **Kettenhemden** in der Ausstellung) mit Kapuze getragen, das vorne und hinten mit Schlitzsen versehen war, die eine größere Mobilität gestatteten. Im 12. Jh. begann man dann das Schienbein mit Kettenschienen zu schützen, erst im 13. Jh. wurden auch die Waden bedeckt. Die Kapuze verstärkte man jetzt mit einer Eisenhaube. Das Historische Museum der Pfalz bietet mit seinen Ausstellungsobjekten auf dem Gebiet der Rüstung und Bewaffnung einen guten Überblick über deren Entwicklung über die Jahrhunderte.

Besonders charakteristisch für die jeweilige Epoche ist der Helm. Zunächst schützte man das Gesicht mit einer metallenen Kopfhäube, an der eine lange schmale Metallzunge angebracht war, die die Nase bedeckte. Dies waren die seit dem 9. Jh. bekannten sog. **Nasalhelme**, von denen überhaupt nur noch vier Exemplare erhalten sind, zwei davon gibt es (**aus dem 11./12. Jh.**) im Museum zu sehen. Seit Beginn des 13. Jh. kam der sog. **Topfhelm** auf (Exponate in der Ausstellung), der in der Tat die Form eines umgestülpten Topfes hat. Dieser Helm verhüllte das Gesicht ganz und bedeckte auch noch den Nacken, weil er bis auf die Schultern reichte. Da er nur zwei kleine Sehschlitze aufwies, war die Sicht sehr schlecht. Damit der Ritter in dem den ganzen Kopf umhüllenden Helm überhaupt Luft bekam, waren Luftlöcher hineingetrieben. Noch im 13. Jh. kam zusätzlich zu dem Topfhelm, der weiter in Gebrauch blieb, die sog. **Beckenhaube** auf. Dieser Helm ist in der Ausstellung vertreten und auch beim Grabmal des **Sybold von Lewenstein (1433)** belegt, der zusätzlich noch mit Kettenpanzer, Brustharnisch und Eisenschienen an Arm und Beinen gerüstet ist. Dieser Helm lag enger an als der Topfhelm, da er sphärisch oder konisch geformt war, und er wies ein Klappvisier auf. Da dieser Helm nicht mehr bis auf die Schultern reichte, wurde ein Nackenschutz in Form von Ringelgeflecht oder Eisenblech hinzugefügt.<sup>39</sup> Beispiele aus dem **14. Jh.** zeigt die Ausstellung. Ab Ende des 14. Jh. wurde unter dem Namen **Hundsgugel** eine neue Helmform eingeführt, die am Kopf zipfelförmig auslief (dieser Zipfel wird im Mittelalter *Gugel* genannt) und mit einem spitzen Visier in Form einer Hundeschnauze ausgestattet war, wovon in der Ausstellung auch ein Exemplar präsentiert wird. Diese neue Visierform, die weit vortragte, verschaffte dem Ritter mehr Luft im Vergleich zu den gänzlich am Kopf anliegenden Helmen, bei denen es passieren konnte, dass der Ritter bei Hitze unter ihnen erstickte.

Das 15. Jh. brachte den sog. **Schaller mit Sehschlitz** auf, der ebenfalls Exponat der Ausstellung ist. Es handelt sich hierbei um eine weiterentwickelte, kugelige Form der Beckenhaube mit einem spitz nach hinten auslaufenden Nackenschutz.

Die klassische Stoßwaffe des Ritters war die Lanze (**Lanzenspitzen** als Ausstellungsobjekte im Museum). Sie kam erst im 11. Jh. auf, vorher wurde im Kampf der leichtere Speer eingesetzt. Aus diesem Grund bedurfte es auch in der Zeit vor Aufkommen der Lanze keiner so massiven Ritterrüstung, weil der Speer nicht so große Durchschlagskraft als Wurf- wie als Stichwaffe hatte. Um die Lanze souverän zu handhaben, war ein fester Halt auf dem Pferd notwendig. Dieser wurde durch einen kastenförmigen Sattel gewährleistet und durch die Steigbügel, die im 7. Jh. in Mitteleuropa aufkamen.<sup>40</sup> Deren Erfindung hatte die Reiterei revolutioniert (**Steigbügel und Sporen vom 10.-16. Jh.** und weiteres **Reitzubehör** im Museum). Im Kriegsfall stürmte ein Reiterverband, wobei die Reiter sich dicht an dicht nebeneinander platzierten, mit eingelegter Lanze konzentriert und mit Wucht gegen den Gegner vor. Ein solcher Angriff konnte eine ungeheure Durchschlagskraft besitzen.

---

<sup>39</sup> Literatur zur Rüstung außer im Begleitbuch zur Ausstellung bei: Schultz Bd.2, S.26-27; 46; 180-82; Barber/Barker S.196ff.

<sup>40</sup> Fuhrmann S.53



Der Schutzpatron der Ritter war der Hl. Georg, der wohl populärste Reiterheilige des Christentums. Ein **Kästchen** in der Ausstellung vom Anfang des 15. Jh. zeigt die Reliefdarstellung des **Hl. Georg**.

Die klassische Schlagwaffe des Ritters war das Schwert. Auch **Schwerter** vom **9.-15. Jh.**, darunter ein besonders schönes Exemplar vom 12./13. Jh., werden in der Ausstellung gezeigt. Manchmal setzte der Ritter in der Schlacht auch den **Dolch** (Exponate aus dem **13./14. Jh.**) ein, mit dem er nach der Helmöffnung des Gegners warf, aber ebenso dessen Pferd erstechen konnte und nicht zuletzt den abgeworfenen Reiter selbst damit töten. Um den Helm des Feindes zu spalten, benutzte man die **Helmbarte**, ein Beil mit langem Stiel, das auch als Hellebarde bekannt ist. Gegen Ende des 13. Jh. kam der **Streithammer** (Ausstellungsobjekt **16. Jh.**) auf, der ebenfalls zum Zerschlagen der Helme diente.

Die **Armbrust** (Beispiele im Museum) wurde von den Rittern nicht verwendet, ja sie erlegten sich selbst ein diesbezügliches Verbot auf. Da die Armbrust, mit der man Eisenpfeile abschoss, mehr Durchschlagskraft als ein Bogen besaß, konnte man damit auch eine Rüstung durchschlagen. Die Ritter verurteilten ihre Verwendung als unmoralisch. Sie wurde als Waffe nur in der Jagd eingesetzt, die als sehr beliebte Freizeitbeschäftigung galt. Die Kirche sah den Einsatz der Armbrust im Kampf als Sünde an, 1139 im Laterankonzil verbot die Kirche den Christen die Anwendung der Armbrust, allerdings wurde sie zum Einsatz gegen die Ungläubigen im Hl. Land gebilligt. Im Krieg galt sie als Waffe der Fußtruppen.<sup>41</sup>

Dass sie auf den Kreuzzügen eingesetzt wurde, beweist die **Kreuzfahrerbibel (1250)** in der Ausstellung. Hier werden in Miniaturen die Kämpfe im Hl. Land vorgeführt. Man erkennt deutlich die Ausrüstung der Ritter: Nasalhelme, Kettenhemden und Beinschutz aus Kettengeflecht. Das Kampfgetümmel artet zu einem regelrechten Gemetzel aus. Es wird mit Schwert und Lanze gekämpft, Verwundete liegen am Boden, auf die mit Beilen eingeschlagen wird. Überall klaffen blutige Wunden.

### Arbeitsvorschlag I

Bildbetrachtung in der Ausstellung:

Kreuzfahrerbibel:

Anhand welcher Kriterien lässt sich bestimmen, ob es sich um eine kriegerische Auseinandersetzung bzw. ein Turnier handelt?

Wie ist die Bewaffnung der Parteien? Welche Rüstungen tragen sie? Lassen sich dazu die Originale im Museum finden?

### Arbeitsvorschlag II

Wie sehr damals der Krieg als alltägliches Geschäft angesehen und verherrlicht wurde, verrät eine französische Quelle aus dem 12./13. Jh. Dort besingt ein Minnesänger, die Schönheit des Krieges, den man offenbar nach Beginn des Frühlings kaum erwarten konnte.<sup>42</sup>

„Ich schätze die Osterzeit, wenn Blattwerk und Blumen zurückkehren, doch nicht minder schätze ich den Anblick der auf den Wiesen aufgeschlagenen Zelte. Mir hüpfet das Herz im Leibe, wenn ich auf den Feldern gewappnete Ritter und Pferde zur Schlacht aufgereiht erblicke. Welch Augenweide sind doch belagerte Burgen, die Palisaden zerborsten und niedergerissen. Ich sage euch, weder Speis noch Trank noch Schlummer können sich mit dem Vergnügen messen, den in beiden Lagern erschallenden Schlachtruf >Zu mir!< zu vernehmen, das Wiehern der reiterlosen Pferde und die Hilferufe, die Streiter auf beiden Seiten ins Gras bei den Gräben sinken zu sehen und die Gefallenen, die eine zerborstene Lanze mit ihren kleinen Wimpeln in die Seite bekommen haben.“

<sup>41</sup> DUBY S.116; s. auch Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.2 „Entwicklung und Wandel des Rittertums“

<sup>42</sup> Wenn im Herbst das Wetter schlechter wurde, führte man keine Kriege mehr. Quelle zit. nach: DUBY S.78

Mit diesem Text kann man das Gedicht Walthers v. d. Vogelweide vergleichen, in dem ebenfalls der Frühling, der im Minnesang überhaupt ein Leitmotiv darstellt, eine wichtige Rolle spielt:

„Seht nur, was dem Mai  
an Herrlichkeiten beschert worden ist!  
Seht alle Welt an,  
wie es ihr ergeht!  
Groß ist seine Gewalt:  
mir scheint, er versteht zu zaubern;  
denn wohin er fährt in seiner Pracht,  
wird alles wieder jung.

Auch mit uns wird alles gut werden,  
wir werden fröhlich sein,  
werden tanzen, lachen, singen-  
freilich fern aller bäurischen Grobheit.  
Wer wollte jetzt nicht fröhlich sein?  
Da doch alle Vögel so schön  
ihre lieblichsten Melodien singen-  
Laßt es uns ihnen gleichtun!

Gelobt seist du, Mai, wie du richterlich  
alles in Frieden schlichtest.  
Wie du Wald und Aue mit Kleidern ausstattest,  
und schöner noch die Heide:  
denn sie ist die bunteste....

Denn was, Herrin, mich am Frohsein hindert,  
das seid doch ihr allein!  
Ihr allein macht mich unglücklich,  
die Ihr grausam seid.  
Woher kommt euch solche Laune?  
Ihr seid doch sonst so großmütig.  
Wenn Ihr an mir kleinlich handelt,  
handelt Ihr nicht recht.

Erlöst, Herrin, mich von meinem Kummer,  
macht, daß auch für mich der Frühling blüht!...<sup>43</sup>

Wie wird das Motiv des Frühlings hier verarbeitet im Vergleich zu dem Text, der den Krieg verherrlicht?

### Arbeitsvorschlag III

Wie sieht Don Quijotes Rüstung aus? (s. Anhang 3.1.3 der Handreichung)  
Während im 3. Buch des Parzival (Reclam-Auswahl, s. Anm.10) die stolzen Ritter „von Kopf zu Fuß im Waffenglanz“ erscheinen, dass sie der unwissende Parzival sogar für Götter hält, gestaltet sich die Ausrüstung des Don Quijote in der Tat etwas alternativ.

---

<sup>43</sup> übers. v. P. Wapnewski, Das große deutsche Gedichtbuch, hrsg. v. K.O. Conrady, Kronberg (Athenäum) 1977, S.16

Warum bestand im Spanien des 16./ 17. Jh. noch Interesse am Rittertum, das in Mitteleuropa bereits seinen Zenit überschritten hatte?

### 2.2.5.2 Turnier

Als Übung in der Waffenkunst für den Ernstfall der Schlacht diente das Turnier.

Im Wort *Turnier* steckt das frz. *tourner* „wenden“, was so viel bedeutet wie „Bewegungen machen, die Pferde bewegen / im Kreis laufen lassen“. Im Spanischen ist der Begriff *torneo* ursprünglich auf ein rein kriegerisches Manöver bezogen, im 12. Jh. nimmt es die uns heute geläufige Bedeutung im Sinne spielerischer Kampfbetätigung an.

Die Ausrichtung von Turnieren wird gegen Ende des 11. Jh. zum ersten Mal in Frankreich erwähnt, wie auch das „Rittertum“ dort seine Heimat hatte. Von dem Gebiet nördlich der Loire ausgehend verbreitete sich das Turnierwesen rasch in Frankreich und in anderen Ländern. In den sog. Turnierbüchern, die im 15. Jh. in Deutschland auf dem Höhepunkt des Turnierwesens aufkamen und die gewissermaßen Geschichtsbücher über Turniere darstellen, wird Kaiser Heinrich I. als Erfinder des Turniers im Heiligen Römischen Reich bezeichnet, weil er zum ersten Mal 938 ein Turnier habe ausrichten lassen. Dies wird auch in **Rüxners Turnierbuch (1532)**, das in Speyer gezeigt wird, so tradiert. Ruxner überliefert eine Anzahl von 36 „offiziellen“ Turnieren zwischen 938 und 1487. Durch diese statistische Erhebung avancierte sein Werk quasi zu einem Handbuch des Turniersportes. Bis zu dieser Zeit lieferten die Chroniken, Rechtsquellen und Verwaltungsakten nur spärliche Hinweise auf Turniere. Diese Form des ritterlichen Kräftemessens war noch in der zweiten Dekade des 17. Jh. nachweisbar, verlor aber nach dem dreißigjährigen Krieg und dem Niedergang des Rittertums seinen militärischen Sinn. Es war wohl die Begeisterung für diese Art von Sport, der die Kirche dazu bewog, 1130 alle diejenigen mit dem Kirchenbann zu bedrohen, die sich eifrig dem Turnier verschrieben. In weiteren Konzilien im 12. Jh. wurden die Strafandrohungen wiederholt. Die Kirche erwartete kämpferischen Einsatz für den Glauben und nicht zur Erlangung von persönlichem Ruhm und Ehre. Außerdem waren die Turniere keineswegs harmlos und es waren dabei viele Tote und Verletzte zu beklagen.<sup>44</sup>

Bei der Frühform des Turniers handelte es sich eigentlich um Reiterschlachten auf offenem Gelände, bei denen Mannschaften gegeneinander kämpften. Da dieses allgemeine Gedränge und Getümmel natürlich zu besonders gefährlichen Situationen führen konnte, praktizierte man diese Art des Kampfes bald nicht mehr. Was dessen Beliebtheit ebenso Abbruch tat, war die Tatsache, dass man nur schwer einen eindeutigen Sieger ausmachen konnte. Deshalb ging man dazu über, die Turniere innerhalb eines mit Schranken abgegrenzten Geviertes stattfinden zu lassen, an dem dann auch Zuschauertribünen errichtet werden konnten. Diese Praxis, die das Geschehen übersichtlicher organisierte, war ab dem 13. Jh. die übliche. Da aber der Ehrgeiz nach persönlichem Ruhm immer stärker in den Vordergrund trat, sollte der Sieger eindeutig feststehen. Deshalb wurde der Zweikampf, der den Einzelnen prämierte, nicht eine ganze Mannschaft, immer beliebter. Dieser Zweikampf wird *Tjost* genannt. Das Wort kommt von lat. *iuxta*, was so viel wie „gegenüber“ heißt. Man unterschied hierbei zwei Arten: den Kampf mit scharfen Waffen, auch Rennen genannt, und das Gestech/Stecken, den Kampf mit stumpfen Waffen. Beim Gestech konnte zusätzlich noch eine Mittelplanke auf dem abgegrenzten Turnierfeld eingezogen werden, an der die beiden Ritter entlangritten und sich über die Planke hinweg zu attackieren versuchten.

Damit der einzelne Kämpfer vom Publikum identifiziert werden konnte- da die Ritter ihr Gesicht durch den Helm schützten, waren sie nicht zu erkennen-, entstanden die Wappen, die auf die Schilde, den Waffenrock, Helm und Pferddecke aufgemalt wurden, wie heute unsere

---

<sup>44</sup> Barber/Barker S.7;14-15; 88; 256; Meyer/Lessing S.140/1

Fußballer zur Kennung Nummern auf dem Trikot tragen. Während der Einsatz der Reiterei in einer Schlacht dadurch charakterisiert war, dass es hier auf ein Zusammenwirken der Mannschaft ankam, war beim Tjost Einzelkämpfertum gefragt. Neben dem Tjost existierten jedoch noch andere Formen des Turniers, z.B. der *Buhurt*. In diesem Begriff ist das mittelhochdeutsche Wort *hurte* enthalten, was so viel wie „Stoß, Anprall“ bedeutet. Möglicherweise war Buhurt ursprünglich das deutsche Wort für Turnier, denn es taucht zum ersten Mal 1150 in einer süddeutschen Chronik auf. Am häufigsten wurde der Buhurt im 13. Jh. praktiziert und zwar in Deutschland wie in Italien, danach verschwindet er allmählich. Es war wohl ein Art von Übungsturnier mit mehreren Teilnehmern und mit weniger strengen Regeln. Die Rüstungen, die hierbei getragen wurden, waren leichter und es wurde mit Speeren oder sogar nur mit Stäben gekämpft. Eine weitere Turnierform, die *Turnei*, die erst ab dem 15. Jh. zum Oberbegriff für alle Reiterspiele wurde, war ein Kräftemessen zweier Reitergruppen, die wie in einer Schlacht aufeinander losritten. Nachdem sie aufeinander getroffen waren, wendeten sie die Pferde und das Spektakel wiederholte sich von neuem. Wie häufig Turniere stattfanden, darüber gibt es keine Statistiken. Nur die bedeutendsten Turniere, die natürlich dann sehr glanzvoll ausgestattet waren, fanden Eingang in die Quellen. Von diesen wenigen prachtvollen Turnieren darf man aber nicht schließen, dass alle derart aufwändig ausgerichtet wurden. Wir müssen davon ausgehen, dass manche Turniere auch eine eher langweilige Angelegenheit darstellten.<sup>45</sup>

Bei den größeren und bedeutenderen Turnieren konnten die Vorbereitungen Jahre dauern, die Einladungen wurden durch Herolde überbracht, zu den Turnieren gab es ein sorgfältig geplantes Rahmenprogramm mit Musik, Tanz und Festessen. Da die Organisation eines Turniers sehr viel Zeit und Arbeit verlangte, bildeten sich speziell in Deutschland Turniergesellschaften heraus, die die Organisation durchführten und sich einander zum Kampf herausforderten.

Eine deutsche Eigenart sind auch die Turnierordnungen, die die Rittergesellschaften im späten 15. Jh. herausgaben, in denen festgelegt wurde, dass nur würdige Ritter am Turnier teilnehmen durften. So konnte es passieren, dass Ritter, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, z.B. des Ehebruchs, vom Turnier ausgeschlossen wurden: „...wer nicht zugelassen und doch in die Schranken eindringt zum Turnier, der soll sein Roß und sein Turnierzeug verlieren,...Es soll auch niemand versuchen, einen solchen einzuführen und zu beschirmen, wer das übertritt, der soll in Strafe stehen und allen Geleites beraubt sein.“ Diese Passage stammt aus der Heilbronner Turnierordnung (1485), die für die gesamte Ritterschaft des Reiches Geltung erlangen sollte.<sup>46</sup>

Da das Turnier in Zeiten, in denen in Kriegen brutal gekämpft wurde, die höhere, idealisierte Form des Kampfes darstellte, ist es nicht verwunderlich, dass man für dieses wichtige Ereignis, eigens angepasste Waffen und Rüstungen schuf.

Bereits im 12. Jh. wird deutlich zwischen Kriegs- und Turnierwaffen unterschieden. Die normalen Kriegswaffen setzte man in Turnieren ein, die mit scharfen Waffen geführt wurden, beim üblicheren Kampf mit stumpfen Waffen, musste natürlich die Spitze der Lanze verändert werden, mit der hauptsächlich der Zweikampf ausgetragen wurde.

Die **Turnierlanze**, mit der die Ritter zu Pferde gegeneinander kämpften, war mit einem Aufsatz versehen, der drei abgerundete Zacken aufwies, dem sog. **Krönlein**, dessen Aussehen Exponate in der Ausstellung dokumentieren. Ein **Topfhelm** in der Ausstellung demonstriert, welche Schäden auch eine solch stumpfe Lanze anrichten konnte, denn der Helm zeigt eine deutliche **Einstichstelle**. Die Ritter mussten versuchen, mit der Lanze, die sehr schwer war, den jeweiligen Gegner aus dem Sattel zu stoßen oder die Lanze an dessen Schild zu

---

<sup>45</sup> Barber/Barker S.12-16; 213/4

<sup>46</sup> Die Strafe bei „Turnierunwürdigkeit“ konnte darin bestehen, „daß der Gestrafte mit seinem Sattel auf die Schranken gesetzt und dem Spott preisgegeben, oft auch geschlagen wurde.“ Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung Bd.2, Spätmittelalter 1250-1495, Stuttgart (Reclam) 2000, S.460.

zerbrechen. Bei der Turnierlanze war es üblich zum Schutz der Hand, die den Stoß führte, eine Scheibe anzubringen, die sog. Brechscheibe.

Das Turnier begann mit mehreren Runden „Lanzenstechen“, konnte dann aber zu Fuß, mit dem Schwert oder dem Kolben fortgesetzt werden, wobei Letzteres eine deutsche Spezialität war.

In Quellen hören wir auch immer von speziellen Turnierharnischen, wobei die Quellen die genauen Unterschiede zwischen Kampf- und Turnierharnisch oft nicht verraten. Sicher waren die Turnierrüstungen kostbarer und prächtiger ausgestattet, denn das Auge des Zuschauers sollte sich ja an der Szenerie erfreuen. Der Turnierharnisch konnte mit einem sog. Rüsthaken versehen sein. An diesem Haken konnte man die Lanze, die sehr schwer war, auflegen, um so ihr Gewicht zu mindern. Im Kampfgedränge dürfte ein solcher Haken allerdings hinderlich gewesen sein, deshalb wurde bei der Kriegsrüstung wohl auf diese Vorrichtung verzichtet.

Ein **deutsches Stechzeug (Ende 15. Jh.)**, an dem ein solcher Rüsthaken angebracht ist, ist im Museum ausgestellt. Auf diesem Rüsthaken liegt eine Lanze auf, die mit einer sog.

**Brechscheibe** ausgestattet ist.

Eine **Prachtrüstung zu Pferd (Vollharnisch) des Grafen von Leiningen samt Rosspanzer** (1.H.16. Jh.) präsentiert das Museum. Der Brustpanzer ist stark gewölbt, um die Lanze abgleiten zu lassen und der Raum zwischen Arm und Brust ist nicht durch Rosetten zusätzlich verstärkt, wie bei dem oben erwähnten Vollharnisch aus dem 15. Jh., sondern um die Oberarme spannen sich ringsum Metallmanschetten, damit die Lanze nicht unter der Achsel eindringen konnte. Es handelt sich bei dem Harnisch um einen sog. Riefelharnisch, so genannt wegen seiner strahlenförmigen Riefelung auf der Brust. An der rechten Seite ist der Brustpanzer mit einem Rüsthaken versehen. Der Rosspanzer trägt das Leininger Wappen. Zusätzlich zu seinem Schutz bedeckte sich der Ritter im Turnier mit einem Schild, das natürlich eher hemmend wirkte und dessen Handhabung großer Übung und Geschicklichkeit bedurfte (**Schildbeschlüge** aus dem **11./12. Jh.** im Museum). Im 13. Jh. nehmen die Schilde eine neue Form an, sie werden klein und oval und haben eine Einbuchtung auf der rechten Seite, um die Lanze besser handhaben zu können. Das sind die sog. **Tartschen**, von dem das Museum auch ein Stück vom Ende des **15. Jh.** zeigt. In der Schlacht waren die Schilde eher unhandlich, so dass sie im Kampfgetümmel selten zum Einsatz kamen, oder es wurde ein kleiner dreieckiger Schild benutzt.<sup>47</sup>

Der übliche Helm für das Turnier war ursprünglich der Topfhelm. Neben dem Topfhelm wurde auch die Beckenhaube getragen, später wurden allerdings spezielle Turnierhelme geschaffen wie z.B. der **Stechhelm** (Ausstellungsobjekt aus dem 15. Jh.), der 15 kg. wog und abgeschrägte Seiten hatte, an denen die Lanze abrutschen sollte und der auf der Rüstung festgeschraubt wurde. Die schmalen Sehschlitze waren so angebracht, dass sich der Ritter beim Anreiten nach vorne beugen musste, um etwas zu sehen. Danach musste er sich, um seine Augen zu schützen, sofort wieder aufrichten, obwohl er dann den Ritt quasi blind beendete. Da die Helme meist sehr eng am Kopf ansaßen, bekam es dem Ritter nicht gut, wenn sein Helm zusätzlich noch im Kampf zerbeult wurde. Die daraus resultierenden Schwierigkeiten belegt eine Anekdote aus einer französischen Turnierbeschreibung des Guillaume le Maréchal<sup>48</sup> vom Ende des 12. Jh., in der er erzählt, wie er bei einem Turnier den Siegespreis errang. Nur an der Siegerehrung konnte er nicht teilnehmen. Weil er seinen Helm nicht abziehen konnte, musste er sich zum Dorfschmied begeben, der seinen Kopf auf dem Amboss platzierte und auf ihm herumphämmerte, bis er den Helm abnehmen konnte.<sup>49</sup>

Vom Hof Maximilians I. liegen uns Zeugnisse vor, dass man Kämpfe ohne Helm austrug und die Schilde der Kämpfer mit Sprungfedern ausstattete, damit sie spektakulär bei einem Treffer

---

<sup>47</sup> Literatur zu den Turnierwaffen neben dem Begleitbuch zur Ausstellung: Barber/Barker S.198-202; 208; Meyer/Lessing S.141; Schultz Bd.2, S.22; 107; 190

<sup>48</sup> G. Duby, Guillaume le Maréchal, Frankfurt/M. (suhkamp-TB) 1997

<sup>49</sup> Barber/Barker S.34

in mehrere Teile auseinander barsten. All dies waren Bemühungen die Kämpfe interessanter zu gestalten, was wiederum einen Hinweis darauf darstellt, dass das Turnier an sich nicht unbedingt fesselnd sein musste.

Auch Johannes von Salisbury kritisierte diese Art des Publikumsbetruges bei der Jagd nach Ruhm und Ehre. Um möglichst viele Lanzen zu brechen, aber gleichzeitig allzu große Kraftanstrengung zu vermeiden, benutzten seiner Meinung nach die Ritter Lanzen, die so „zerbrechlich...wie Hanf“<sup>50</sup> seien.

Die Turnierdauer wurde normalerweise festgelegt, im 14. Jh. kam jedoch der Brauch auf, das Turnier so lange fortzusetzen, wie die Teilnehmer es wollten.

Das in der Ausstellung gezeigte **Turnierbuch** des **René von Anjou** verzeichnet die verschiedenen Arten der Wettkämpfe. Auf der aufgeschlagenen Seite des Buches ist deutlich ein Tjost zu erkennen und zwar ein Stechen, was die Turnierlanzen mit Krönlein beweisen. Die Helmzier, auch Zimier genannt, ist sehr phantasievoll. Wie wir aus einer Turnierordnung entnehmen können, durfte der Helmschmuck nur aus weichem Material, nicht z.B. aus Metall gefertigt sein, wohl um Verletzungen zu vermeiden. Da der Helmschmuck in der Schlacht wohl eher gestört hätte, wird er nur im Turnier getragen worden sein.

Die Kontrahenten sind an ihren Wappen, die sie auf den Pferddecken und den Schilden tragen, zu identifizieren. Dass es sich um ein Stechen handelt, darauf ist auch die Mittelbarriere, die das Turnierfeld in zwei Teile teilt, ein Hinweis.

### Arbeitsvorschlag I

Bildbetrachtung in der Ausstellung:

Das Turnierbuch des René von Anjou:

Welche Szene ist hier dargestellt: ein „echter“ Kampf oder ein Turnier?

Anhand welcher Kriterien lässt sich das eindeutig bestimmen?

Wie sind die Ritter für die Zuschauer kenntlich gemacht?

## **2.2.6 Die Freizeitbeschäftigungen der Ritter**<sup>51</sup>

### **2.2.6.1 Bankette**

Mit den Turnieren waren immer Festlichkeiten verbunden wie Musik, Tanz und Bankette. Die Festessen waren natürlich eine prachtvollere und üppigere Version der alltäglichen Mahlzeiten, von denen schon in Kapitel 2.2.4.2 „Die Burg als Wohnsitz“ die Rede war. Bei festlichen Anlässen wurde selbstverständlich Fleisch aufgetischt, manchmal gab es sogar exotisches Geflügel wie Pfau oder Kranich. Die Burg hatte aus diesen Anlässen immer viele Gäste zu verpflegen. Man feierte im Großen Saal.

Der Hausherr und seine vornehmsten Gäste saßen auf Faltstühlen erhöht gegenüber den anderen Geladenen, die mit einfachen Holzbänken vorlieb nehmen mussten. Waren ursprünglich bei Gesellschaften Frauen und Männer getrennt, so feierte man seit dem Hochmittelalter gemeinsam.

Vor und nach dem Essen legte man auf die Reinigung der Hände mit Wasser Wert, da man ja mit den Fingern aß. In der Ausstellung ist ein kunstvolles **Aquamanile (12./13. Jh.)**, aus dem man sich Wasser über die Hände goss, in Gestalt eines Löwen zu bewundern.

Aufgetragen wurden die Speisen in großen Schüsseln. Die kleineren Essschüsseln, die unseren Tellern entsprachen, teilte man sich mit anderen Gästen oder man hatte auch eine Schüssel ganz für sich. Statt der Essschüssel konnte man als Tellerersatz den Gästen eine

---

<sup>50</sup> S. Painter, Die Ideen des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.45/46

<sup>51</sup> Literatur zu diesem Kapitel neben dem Begleitbuch zur Ausstellung: v. Peschke S.23; Schultz Bd.1, S.280ff.; 310/11; 411ff.

Scheibe Schwarzbrot servieren, auf die dann Fleisch und die anderen Speisen gelegt wurden. Das Brot, das gewissermaßen als Teller diente, wurde dann nach Beendigung des Mahles an Tiere verfüttert oder an die Armen verteilt. Wenn die Ritter wohlhabender waren, speisten sie von Zinngeschirr. Doch war die Regel **Geschirr** aus **Holz** oder **Ton**, für die es in der Ausstellung Beispiele gibt. Messer und Gabeln waren zum Tranchieren der Speisen bestimmt und nicht als Essbesteck gedacht. Für Saucen und Suppen gab es einen Löffel. Wein wurde in Kannen auf den Tisch gebracht und aus Bechern getrunken, wobei sich oft zwei Gäste einen Becher teilten. Die Trinkgefäße aus Glas oder Metall galten als Luxus. **Trinkbecher** aus verschiedenem Material (**14.-16. Jh.**) sowie **Bestecke** (**15.-16. Jh.**) und **Krüge, Pokale und Schalen** (**14.-16. Jh.**) sind im Historischen Museum vertreten. Aus den Bechern trank man Wein, Bier oder den Honigwein Met. Wasser wurde nicht als Getränk serviert, es diente der vornehmeren Gesellschaft nur als Waschwasser an der Tafel. Wasser tranken die Bauern. Dies wird deutlich bei Meier Helmbrecht, der von zu Hause ausziehen will, um Ritter zu werden. Er erklärt seinem Vater, der nicht mit dem Wunsch seines Sohnes einverstanden ist, warum er nicht länger zu Hause bleiben will. Als eine Begründung gibt er an: „Trink du nur Wasser, bester Vater, ich jedenfalls will Wein trinken“ (V. 471/2, Textausgabe zit. Anm.10).

Bei Tisch galten bestimmte Anstandsregeln. Dass diese immer wieder in Erinnerung gerufen werden mussten, zeigt, dass Benimm doch gewöhnungsbedürftig war. So sollte man sich bei Tisch nicht in die Hand schnäuzen oder gar das Tischtuch dazu benutzen. Während des Essens sollte man es auch tunlichst vermeiden sich die Nase und die Ohren zu säubern. Weder sollte man sich die größten und besten Bissen sichern, noch zu gierig zugreifen, die abgenagten Knochen nicht wieder in die Schüssel werfen, nicht mit dem Messer in den Zähnen stochern und nicht den Gürtel bei Tisch weiter machen. Das genau aber tut Helmbrecht, als er nach einem vorübergehenden Aufenthalt auf einer Burg wieder seine Eltern besucht. Da heißt es: „Er lockerte den Gurt um ein paar Löcher, als er bei Tisch saß“ (V.1152/3, Textausgabe zit.Anm.10). Seine Mutter hatte ihm nämlich ein üppiges Festessen gekocht, das einen Vergleich mit dem Speiseplan der feinen Leute nicht scheuen muss. Im Text ist folgender Kommentar dazu zu lesen: „...selbst wenn ich ein hochangesehener Herr wäre, so hätte ich von einem solchen Gericht gern etwas abbekommen...“

„Ich will euch zunächst den ersten Gang nennen...:  
ganz fein geschnittenes Weißkraut  
und als Beilage  
ein Stück gut durchwachsenes Fleisch.  
Hört auch den zweiten Gang:  
Ein fetter und ganz mürber Käse  
wurde als Gericht aufgetragen.  
Und hört, wie genau ich Bescheid weiß:  
Niemand ist eine so gut gemästete Gans  
am Spieß gebraten worden...;  
sie war mächtig groß...:  
die setzte man dem Burschen vor.  
Ein gebratenes und ein gekochtes Huhn,  
wie der Bauer angeordnet hatte,  
wurden ebenfalls aufgetragen.  
Selbst ein vornehmer Herr wäre auf solche Braten aus,  
wenn er auf der Jagd wäre  
und auf dem Anstand liegen würde.  
Noch verschiedenste Gerichte,  
wie sie ein Bauer niemals kennengelernt hat,

derart herrliche Speisen wurden dem Burschen vorgesetzt.“ (V.863- 890; Textausgabe zit. Anm.10)

Das Festessen wurde immer von Musik begleitet und nach dem Essen spielte man zum Tanz auf. War der Burgherr sehr wohlhabend, konnte er ein ganzes Orchester bieten, das aus Posaunen, Fiedeln, Harfen, Trommeln und Flöten bestehen konnte. Spätmittelalterliche **Knochenflöten** und **Maultrommeln** sind im Museum zu besichtigen.

### 2.2.6.2 Spiele

Neben Musik und Tanz waren beliebte Freizeitbeschäftigungen, besonders an langen Winterabenden, die Brett- und Würfelspiele. Das Historische Museum verfügt über eine Auswahl von verschiedenen **Spielsteinen, Würfeln (sogar einen gefälschten Würfel), Murmeln** und **Schachfiguren**. Das Schachspiel zu beherrschen gehörte seit dem 12. Jh. zu den ritterlichen Tugenden. Nicht nur den Jungen, sondern auch den Mädchen brachte man es bei. Im **Schachspiel** ( Exponat im Museum) spiegelten sich die Herrschaftsformen der mittelalterlichen Welt wieder. Der Bauer wird für die wertvolleren Spielfiguren geopfert. Daneben gab es den König, die Dame, den Turm, den Springer und den Läufer. Der Springer wurde damals Ritter, franz. *chevalier*, genannt. Man spielte dabei nicht wie heute um die Ehre des Sieges, sondern um Geld.

Beliebt war auch das **Tric-Trac-Spiel**, das unserem Backgammon entspricht. Ein in der Ausstellung gezeigtes Exemplar besteht aus einem Spielbrett, das Spuren von Nägeln aufweist, was auf eine ursprünglich anderweitige Verwendung des Spielbrettes schließen lässt. Womöglich diente es einst in einem Abort als Sitzbrett. Das **Junge Museum** wird auch die **Spiele** thematisieren und zum Nachspielen zur Verfügung stellen.

### 2.2.6.3 Jagd

Zu den beliebtesten Vergnügungen der Ritter gehörte die Jagd, die natürlich auch zur Waffenübung taugte. Denn die Jagd barg zahlreiche Gefahren.

In der Manessischen Liederhandschrift sieht man Darstellungen, in denen der Ritter zu Fuß nur mit einem Speiß bewaffnet, einem Bären gegenüber tritt und in einer anderen Szene stößt ein Ritter zu Pferd eine Lanze in einen Keiler, der bereits seinen Hund verwundet hat. Vor dem wütenden Tier hat sich ein Jagdbegleiter auf einen Baum gerettet. Bei der Jagd wurden zunächst die gleichen Waffen verwendet wie im Turnier und beim Kampf. Doch kam es hier ebenfalls im Laufe der Zeit zu Spezialisierungen und zur Ausbildung eigener Jagdwaffen wie z. B. dem **Knebelspieß** (Ausstellungsobjekt im Museum), mit dem man Bären, Wildschweine und Wisente erlegte. Der Knebelspieß hat seinen Namen von beidseitig hervorstehenden Verdickungen am Ende der Lanzenspitze, die ein zu tiefes Eindringen der Waffe in das Wild verhindern sollte, um dadurch zwischen Jäger und gejagtem Tier Distanz zu wahren.

Auch die Armbrust war bei der Jagd erlaubt. Neben ausgewählten **Jagdwaffen** präsentiert die Ausstellung das **Jagdbuch** (livre de la chasse) des **Gaston Phoebus**, das zu Beginn des 14. Jh. ein regelrechter Bestseller gewesen sein muss. Aufgeschlagen sind die Seiten mit sehr schönen Abbildungen zur Jagd auf Hirsch und Steinbock.

Die vornehmste Jagd war die Jagd mit dem Falken. Kaiser Friedrich II. (1212-1250) hat darüber ein lateinisch geschriebenes Werk verfasst, dessen Titel in deutscher Übersetzung „Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen“ lautet. Da es Jahre dauerte, bis ein Greifvogel abgerichtet war, gab es harte Strafen für das Töten und Stehlen der Tiere.

Das Speyrer Museum zeigt ein Blatt aus dem **Codex Manesse** mit dem Bild Konrads von Altstetten. Er lagert auf dem Boden und lehnt sich an seine erhöht sitzende Geliebte, sein



rechter Arm liegt in ihrem Schoß, auf der linken Hand hält er einen Falken, womit rein bildlich eine Verbindung zwischen Falkenzucht und Frauendienst hergestellt wird. Dieser Bezug wird ganz offensichtlich in einem Gedicht, das Der von Kürenberg in der 2. Hälfte des 12. Jh. schrieb:

„Frauen und Falken, die lassen sich leicht zähmen: wer sie richtig lockt- so kommen sie dem Mann entgegen.  
So hat ein schöner Ritter um eine edle Dame geworben.  
Denk ich daran, bin ich wohl hohen Mutes.“<sup>52</sup>

Im Hintergrund des Bildes, das Konrad von Altstetten mit seiner Geliebten darstellt, wächst ein Rosenbäumchen, eine Anspielung auf die Natur, die in der Minnedichtung eine große Rolle spielt und auf ein anderes Gedicht Konrads, in dem er die „Rosenwangen“ seiner Geliebten besingt.

#### 2.2.6.4 Handarbeit und Kleidung<sup>53</sup>

Die Abbildung des **Codex Manesse** mit Konrad von Altstetten und seiner Angebeteten verrät auch einiges über die Kleidung der damaligen Zeit. Es war die Aufgabe der Mädchen und Damen, Stoffe für die Kleidung anzufertigen. Hier war Handarbeit gefragt, denn Kleider von der Stange gab es damals nicht. Männer und Frauen waren im Grunde gleich gekleidet, nämlich in lange Gewänder gehüllt. Die Kleidung war in Unter- und Oberkleid unterteilt, beides fiel bis zu den Knöcheln. Erst im 14. Jh. wurden die Männergewänder kürzer und Männer trugen Hosen, die Unter- und Oberschenkel bedeckten und eher Strumpfhosen glichen (sog. **Beinlinge**, Exponat im Museum). Richtige Hosen wurden erst im 15. Jh. populär.

Bei Frauen war jedoch seit dem 11. Jh. der Trend zu mehr figurbetonter Kleidung zu beobachten. Weite Ärmel, Gürtel und geschnürte Taillen waren der letzte Schrei.

Mit dem 13. Jh. kam dann noch eine Neuerung hinzu, nämlich die Schleppe, die bald auch von Bauersfrauen getragen wurde. Doch kam die Schleppe, *swanz* genannt, bald in Verruf: „Die Damen ziehen ihre Schleppen... mehr als eine Elle hinter sich her und sündigen damit ganz wunderbar, weil sie mit schwerem Gelde sie erkaufen, Christus in den Armen berauben, Flöhe sammeln, die Erde bedecken, in der Kirche die Andächtigen im Gebete stören, den Staub aufwühlen und aufwirbeln, die Kirchen (dadurch) verdüstern, die Altäre gleichsam beräuchern, die heiligen Stellen mit Staub beschmutzen und entweihen, und auf eben diesen Schleppen den Teufel tragen und fahren.“<sup>54</sup>

Dass die Kirche gegen diesen Prunk wettete, versteht sich. Im 13. Jh. gab es dann die ersten weltlichen Erlasse gegen übertriebenen Kleiderluxus, weil der Hang zu prächtiger Kleidung in allen Ständen zugenommen hatte: „... die Kleider und das Pelzwerk sind um das Doppelte im Preise gestiegen, aber der gemeinste Mann zieht sich besser an als früher mächtige Barone.“<sup>55</sup>

Die Kleiderordnungen in Mitteleuropa schrieben jedoch vor allem den Bauern vor, wie sie sich zu kleiden hatten. Sie sollten sich einfach kleiden und nur gedeckte Farben wie braun, blau oder schwarz tragen. Der Adel dagegen schwelgte in bunten Farben. Das Bild des Codex Manesse, das Konrad von Altstetten mit seiner Angebeteten zeigt, gibt einen Einblick in die bunte Welt der Adelsmode, die sich in den Farben rot, grün, gelb, blau präsentierte.

<sup>52</sup> übers. v. M. Wehrli, Das große deutsche Gedichtbuch, hrsg. v. K.O. Conrady, Kronberg (Athenäum) 1977, S.6

<sup>53</sup> zur Handarbeit: s. auch Informationsteil der Handreichung, Kapitel 2.2.7.2 „Die Erziehung der Mädchen“

<sup>54</sup> Etienne de Bourbon zit.in: Schultz Bd.1, S.199

<sup>55</sup> Gaufredus Vosiensis zit. in: Schultz Bd.1, S.245

Zum Thema Kleidung und Schmuck bietet das Historische Museum der Pfalz Näh- und Webutensilien wie **Spinnwirtel, Nadelkissen, Fingerhüte**, Accessoires wie **Gürtelschnallen und – beschläge** und Schmuck wie **Fingerringe, Scheibenfibeln** (vom **10.-16. Jh.**)

### Arbeitsvorschlag I

Bildbetrachtung in der Ausstellung:

Was lässt sich aus dem Blatt des Codex Manesse mit dem Bild Konrads von Altstetten und seiner Geliebten zur Kleidung der damaligen Zeit entnehmen? Vgl. dazu, was die Ritter unter der Rüstung trugen! (Unterkleider und Beinlinge als Exponate im Museum)

### Arbeitsvorschlag II

Was kritisiert Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel an der Kleidung der Ritter? (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

## **2.2.7 Die Erziehung**

### **2.2.7.1 Die Ausbildung der jungen Ritter, Schwertleite und der Ritterschlag**

Wer Ritter werden wollte, musste sich einer speziellen Ausbildung unterziehen. Diese begann der kleine Junge etwa im Alter von 7 Jahren als Page. Dazu wurde er der Obhut der Frauen entzogen und lernte bei den Männern wichtige Fertigkeiten für sein späteres Ritterdasein. Meist unterrichteten ihn der Vater oder die Brüder, manchmal wurde er aber auch schon bei einem fremden Herrn in die Lehre gegeben. Umgang mit den Waffen war in diesem zarten Alter noch nicht gefragt, dafür lernte er Reiten, Schwimmen und Faustkampf und er wurde im Aufstellen von Vogelfallen wie im Bogenschießen für die Jagd unterwiesen.

Etwa im Alter von 14 Jahren, wobei die Altersangaben nur Näherungswerte sind, begann die nächste Stufe der Ausbildung als Knappe. War der Knabe bis jetzt zu Hause erzogen worden, musste er spätestens jetzt sein Elternhaus verlassen, um bei einem anderen Ritter zu lernen. So will auch die Mutter Parzivals ihren Sohn nicht Ritter werden lassen, weil sie fürchtet, ihn zu früh zu verlieren:

„Doch allen unter strengstem Drohn  
Verbot sie, daß vor ihrem Sohn  
Der Name Ritter würde laut: ...  
Sollt´ er von Rittern wissen,  
Würd´ er mir auch entrissen.“ (3. Buch, Reclam-Auswahl S.5, s. Anm.10)

Auf dieser Stufe der Erziehung wurde der angehende Ritter mit der Handhabung der Waffen vertraut gemacht. Er lernte, wie er mit Lanze, Schwert, Streitkolben und Streitaxt umzugehen hatte. Zur Vorbereitung auf das Turnier übte man die exakte Handhabung und Platzierung der Lanze an einer Stechpuppe (*quintana*) und am Stechring. Die Stechpuppe, die einen Sarazenen mit einem Schild darstellen konnte, war auf einem Pfahl montiert. Der Reiter ritt mit der Lanze gegen sie an, wobei sich die Puppe drehte, wenn die Lanze daran stieß, und der Reiter freie Bahn hatte. Der Stechring von kleinem Durchmesser war an einem Seil aufgehängt und musste exakt mit der Lanze durchstoßen werden. Noch heute wird diese Art von sportlicher Betätigung als Ringreiten praktiziert, z.B. in Keitum auf Sylt. Doch sollte der Knappe auch gutes Benehmen lernen und sich in höfischen Umgangsformen wie Tanz, Brettspiel und guten Tischsitten hervortun. Der Knappe hatte weiterhin die Aufgabe, seinen Herrn und Lehrmeister zum Turnier und in den Kampf zu begleiten und ihm bedingungslos unter Einsatz des eigenen Lebens beizustehen. Dem Knappen oblag es auch, dem Ritter, der in der Schlacht vom Pferd gefallen war, wieder in den Sattel zu helfen. Denn die unhandliche

Rüstung machte den Ritter bei einem Sturz bewegungsunfähig. Der Einsatz des Knappen auf dem Kampfplatz war allerdings nicht ganz ungefährlich. Da der Knappe sich mitten hinein ins Getümmel begeben musste, aber nur leicht gepanzert war, waren sicherlich viele Unglücksfälle zu beklagen. Der Knappe trug in der Regel einen sog. **Eisenhut**, wie er im Museum gezeigt wird, und ein Kettenhemd.

Hatte sich der Knappe bewährt, durfte er Ritter werden. Etwa im Alter von 21 Jahren wurde der Knappe zum Ritter befördert. Dies geschah ursprünglich durch der Übergabe der ritterlichen Waffen durch den Vater oder einen Verwandten. Ab dem 12. Jh. können wir beobachten, dass eine regelrechte religiöse Zeremonie an die Stelle der Waffenübergabe tritt. Der Kirche gelang es, auf dieses Ritual Einfluss zu nehmen und damit die Idee des christlichen Ritters lebendig zu halten. Am Vortage der Zeremonie, die auch als *Schwertleite* bezeichnet wird, nahm der künftige Ritter ein rituelles Bad, das ihn von allen Sünden reinigen sollte. Danach verbrachte er die Nacht wie ein Mönch, in eine Kutte gehüllt, betend in der Kirche. Am Morgen folgte eine Messe.

Das Ritual bestand aus der Übergabe von Waffen und Sporen und aus dem Anlegen eines roten Gewandes, das den Ritter an seine Pflicht erinnern sollte, sein Blut für das Christentum zu vergießen. Er band das Gewand mit einem Gürtel in weißer Farbe zum Zeichen der Keuschheit und legte schwarze Strümpfe zur Erinnerung an seine Sterblichkeit an. Ein Geistlicher sprach bei der Zeremonie folgendes Gebet:

„Heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott! Alles regelst Du allein und ordnest es richtig. Um die Bosheit der Verworfenen zu züchtigen und die Gerechtigkeit zu schützen, hast Du in heilbringender Anordnung den Gebrauch des Schwertes unter den Menschen auf Erden zugelassen und zum Schutz des Volkes den Kriegerorden einrichten lassen...Darum gewähre mit himmlischer Milde diesem Deinen Diener, der den Nacken soeben unter das Kriegsjoch gebeugt hat, Stärke und Kühnheit zur Verteidigung von Glauben und Recht. Schenke ihm Wachstum in Glauben, Hoffnung und Liebe... damit er niemanden mit dem Schwert...zu Unrecht verletze und mit ihm alles Gerechte und Richtige beschütze....“<sup>56</sup>

Aus Anlass der Schwertleite feierte man ein großes Fest mit Festessen, Musik und Tanz und der junge Ritter musste in einem Turnier zeigen, was er alles gelernt hatte.

Im 14. Jh. wird die Schwertleite von dem sog. Ritterschlag abgelöst.

Hier werden zwei Formen unterschieden: Nach einem älteren Brauch schlug ein Adelige dabei mit der Handkante auf den Nacken bzw. auf den Hals des zukünftigen Ritters. Nach einer jüngeren Tradition berührte ein Ritter mit dem Schwert die linke Schulter des Knappen, der dabei vor ihm niederkniete. Dieses Ritual wird noch heute in England beim Ritterschlag praktiziert.

Wer nicht aus wohlhabenden Verhältnissen stammte, aber Ritter werden wollte, konnte sich als fahrender Ritter verdingen. Dann konnte er sich an verschiedenen Fürstenhöfen in den ritterlichen Fertigkeiten ausbilden und verfeinern lassen.

Ritter konnten natürlich nur Männer werden.

### Arbeitsvorschlag I

Welches Ideal des Ritters wird in dem oben zitierten Gebet des Geistlichen anlässlich der Schwertleite beschworen?

Inwieweit gleicht dieses Ideal den Forderungen des Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel? (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

### Arbeitsvorschlag II

Wie wird der Ritterschlag bei Don Quijote karikiert? (s. Anhang 3.1.3 der Handreichung)

---

<sup>56</sup> zit. nach G. Fasoli, Grundzüge einer Geschichte des Rittertums, in: Borst, Rittertum S.207; weitere Literatur zur Schwertleite/Ritterschlag neben dem Begleitbuch zur Ausstellung: G. Fasoli, ebd. S.198-211; Meyer/Lessing S.33-39; Tarnowski S.21-23

### Arbeitsvorschlag III

Was sollte ein Ritter nach dem Ritterspiegel des Johannes Rothe für körperliche Fähigkeiten haben? Zu welchem Zweck sollte er letztlich seine körperlichen Fähigkeiten trainieren? (s. Anhang 3.1.1 der Handreichung)

### Arbeitsvorschlag IV

Meier Helmbrecht strebt als Ritter folgende Ziele an:

„Ich will alle Tage auf Raub ausgehen;  
so führe ich ein gutes Leben  
mit reichlichem Essen  
und schütze mich vor der Kälte  
im Winter,...“ (V.379-383; Textausgabe zit. Anm.10)

Um sein Ziel, Ritter zu werden, zu verwirklichen, begibt sich Helmbrecht auf eine Burg:

„Weil der Burgherr gerade  
in Fehde lag,  
war es ihm hoch willkommen, die bei sich zu behalten,  
die mutig im Sattel saßen  
und sich tapfer mit Gegnern herumschlügen.  
Dort trat der Bursche in Dienst.  
Aufs Beutemachen verstand er sich so großartig,  
daß er alles, was ein anderer verschmähte,  
in seine Satteltasche stopfte.  
Er raffte ohne Ausnahme alles zusammen:  
keine Beute war ihm zu gering;...“ (V.654-664; Textausgabe zit. Anm.10)

Die Dichtung des Helmbrecht ist wohl Ende des 13. Jh. entstanden.  
Was verrät das „Ideal“ des Helmbrecht über die Zeitumstände? Wie erging es den Rittern in der damaligen Zeit?

### **2.2.7.2 Die Erziehung der Mädchen**

Die Mädchen genossen ebenfalls eine Erziehung. Man unterrichtete sie im Lesen und Schreiben wie die Jungen, doch scheint es nach den Quellen, dass die Mädchen diese Kunst besser beherrschten. Fremdsprachen wie Englisch, Französisch, Latein und Griechisch lehrte man nicht nur die Jungen, sondern, erstaunlich für das Mittelalter, auch die Mädchen. Ebenso mussten sie Anstandregeln beherzigen. So durfte eine Dame nur lächeln, nicht laut lachen und nicht mit vollem Mund reden. Einen fremden Mann durfte sie nicht ansprechen und die Beine beim Sitzen nicht übereinander schlagen. Ansonsten legte man bei Mädchen natürlich Wert darauf, dass sie nähen und spinnen konnten, um Stoffe herzustellen. Die vornehmen Damen überließen nach ihren Lehrjahren jedoch die niederen Tätigkeiten wie Spinnen und Weben ihren Dienerinnen und verlegten sich lieber auf kunstvolles Sticken. Sie stickten Bordüren auf Kleider und fertigten kunstvolle Wandteppiche, Messgewänder und Tischwäsche an.<sup>57</sup>

---

<sup>57</sup> Literatur zur Erziehung neben Begleitbuch zur Ausstellung: Duby S.25ff.; Schultz Bd.1, S.116; 119; 126; 140; 149; 154-56; Tarnowski S.20-23

## 2.2.8 Einige Begriffe und Redensarten rund um den Ritter<sup>58</sup>

Die Ausdrücke und Redensarten, die wir dem Ritterwesen verdanken, beweisen, welchen starken Einfluss das Rittertum auf unsere Sprache und Kultur ausgeübt hat.

Zum Beleg für diese Behauptung sei eine Auswahl der gängigsten Ausdrücke angeführt: Der *Kavalier* wurde bereits im Kapitel 2.1 „Die Ritter im Schulunterricht“ erwähnt. Das Wort leitet sich von frz. *chevalier* her, das wiederum auf das lat. *caballus* bzw. griech. *kabállēs* zurückgeht, was eigentlich „Ross, Klepper“ bedeutet und nichts mit edlen Rossen, die wir für einen Ritter erwarten dürften, zu tun hat.

Wenn der Ritter nicht gerade in der Schlacht kämpfte, sondern bei Hofe war, dann hatte er sich *höfisch* oder *höflich* zu benehmen. Beide Adjektive stehen in Beziehung zu dem Substantiv „Hof“. Auch die Eigenschaft *hübsch* ist mit *höfisch/höflich* verwandt. Was dem feinem Umgang bei Hofe entsprach, war eben *hübsch*. Seit dem 16. Jh. wandelte sich die Bedeutung des Wortes von „gebildet, gesittet“ zu „schön, angenehm“.

Für das *höfliche* oder *höfische* Benehmen gab es auch ein entsprechendes Verbum, nämlich *hoffieren*. Das war nichts anderes, als sich am Hof richtig zu benehmen. Dieser Begriff ist bei uns immer noch geläufig in der Redewendung „jemanden hoffieren“ im Sinne von „höflich behandeln“ und „umwerben“.

Da die Rüstung zur Bewaffnung des Ritters gehört, war er nur wehrhaft und konnte sich schützen, wenn er seine Rüstung trug. Hatte er seine Rüstung abgenommen, war er entwaffnet, d.h. *entrüstet*. Unser Wort „entrüstet sein, Entrüstung“ leitet sich von dieser Vorstellung der Hilf- und Wehrlosigkeit ab, die aus dem Verlust der Rüstung entsteht.

Dass Begriffe wie *ausrüsten*, *abrüsten*, *aufrüsten* ebenfalls der ritterlichen Welt entnommen sind, versteht sich von selbst.

Wenn wir jemandem bescheinigen, er sei *rüstig*, heißt das natürlich auch, er ist noch stark und bei Kräften. Der ursprüngliche Sinn ist eigentlich „zum Kampf bereit“.

Wenn jemand sich *die Sporen verdient*, dann bewährt er sich erstmals. Er tut es damit dem Knappen gleich, der bei seiner Beförderung zum Ritter Sporen überreicht bekam. Zur selben Wortfamilie gehören Ausdrücke wie *Ansporn* und *anspornen*, d.h. mit den Sporen antreiben. Reagiert jemand auf ein Unrecht *geharnischt*, so besagt das, er hat seinen Brustpanzer, der nach dem frz. Wort *harnais* „Harnisch“ hieß, angelegt und ist in Kampf Stimmung.

Ebenso dem Rittertum verdanken wir den Ausdruck *gewappnet* sein. Aus dem mittelniederländischen *wapen* entstand das hochdeutsche Wort „Waffe“. Wer sich wappnet, ist mit Waffen versehen und gerüstet.

Wenn wir etwas *ins Visier nehmen* oder *anvisieren*, dann tun wir eigentlich nichts anderes als der mittelalterliche Ritter, der durch sein Helmvisier blickte.

Auch heute benutzen wir noch die Wendung *mit jemandem in Fehde liegen* oder *jemanden befehden*, wenn wir mit jemandem einen Streit austragen.

Dem ritterlichen Turnierwesen verdanken wir ebenfalls einige Redensarten.

Das Geschichtsbuch „Geschichte und Geschehen“ (Rheinland-Pfalz- Saarland, Band 1 / 2, S.234) weist auf folgende Redensarten hin:

*In die Schranken weisen, eine Lanze brechen, im Stich lassen, im Schilde führen.*

Wie im Kapitel 2.2.5.2 „Turnier“ im Informationsteil erwähnt, wurden in der Entstehungszeit der Turniere diese im freien Gelände ausgeführt, ohne dass der Kampfplatz, wie dies später der Fall war, durch Schranken eingegrenzt war. Die Schranken machten die Kampfstätte überschaubar und gaben dem Ganzen einen geordneten Anstrich. Wird *jemand in die Schranken gewiesen*, so wird er zu einem „ordnungsgemäßen“ Kampf herausgefordert und seine Freiheiten werden beschnitten.

---

<sup>58</sup> Literatur: Duden, Das Herkunftswörterbuch Mannheim 1989; Bertelsmann Universal- Lexikon, Fremdwörter Gütersloh 1990

Wer im Turnier seine Lanze am Schild des Gegners zerbrach, konnte Punkte machen. Natürlich gewann er dann bei den Zuschauern an Ruhm und konnte der Damenwelt imponieren. Er hatte dann für die Dame seines Herzens *eine Lanze gebrochen*.

*Im Stich lassen* bedeutet „im Kampf verlassen“. Alles, was *hieb- und stichfest* ist, hält allem stand und lässt sich durch nichts erschüttern.

Die Ritter trugen im Kampf und beim Turnier Schilde. Diese Schilde waren mit ihren Wappen versehen, um ihre Herkunft zu kennzeichnen. Da es damals ja noch keine Sportreportagen oder große Anzeigetafeln am Rande des Turnierplatzes gab, mit deren Hilfe man über die Identität der Kämpfenden hätte aufgeklärt werden können, behalf man sich durch die Markierung der Schilde. Daran konnte man aber ersehen, ob es sich bei dem am Turnier teilnehmenden Ritter um Freund oder Feind handelte, d.h. man konnte ausmachen, was er im Sinn hatte, also *im Schilde führte*.

Das eigentliche Ziel eines Turnierrittes war natürlich den Gegner vom Pferd zu stoßen, *aus dem Sattel zu heben*. Unser Verb *jemanden ausstechen*, im Sinne von „jemanden überwinden, übertrumpfen“ leitet sich ebenfalls davon ab.

Unser Adjektiv *hurtig* stammt gleichfalls aus dem Turnierwesen. Das Wort kommt von mittelhochdeutsch *hurte*, was so viel wie „Stoß, Anprall“ bedeutet und dem Begriff *Buhurt* zugrunde liegt. Die heutige Bedeutung „schnell“ erklärt sich daraus, dass etwas, was angestoßen wird, große Wucht und damit Geschwindigkeit bekommt.

Auch unser Ausdruck *verlegen sein* rührt aus der ritterlichen Welt her, und zwar von einem mittelhochdeutschen Verb *verligen*, was übersetzt so viel heißt wie „durch Liegen Schaden nehmen, träge sein/werden“.

Die Ritter werden immer davor gewarnt *sich zu verligen*, also sich zur Ruhe zu setzen.

Von der Bedeutung „träge“ wandelte sich der Sinn des Wortes zunächst zu „unschlüssig, ratlos“ und dann im 18. Jh. zu „befangen, unsicher“.

#### Arbeitsvorschlag

Welche Begriffe und Redensarten verdanken wir den Rittern? Schülerinnen und Schüler sollen möglichst viele davon ausfindig machen und zu erklären suchen!

### 3 ANHANG

#### 3.1 Historische, literarische und bildliche Quellen zum Rittertum

##### 3.1.1 Ritterspiegel des Johannes Rothe (um 1415)<sup>59</sup>

In den Ritterspiegeln des Spätmittelalters spielen im Unterschied zur Ritterdichtung des Hochmittelalters die Begriffe »Ehre« und Minne« keine entscheidende Rolle mehr. Die Autoren beschreiben pragmatisch die Situation des Ritterstandes ihrer Zeit und versuchen, durch allgemeine moralische Belehrung, durch Verweise auf beispielhaftes Verhalten biblischer oder antiker Vorbilder, das Rittertum wieder zurückzuführen auf den hohen ethischen und sozialen Status der Kreuzzugsepoche. Mit seinem an die 4000 Verse umfassenden Gedicht übt der Eisenacher... Johannes Rothe<sup>60</sup> (um 1360-1434) aus bürgerlicher Sicht Kritik am sittlichen Verfall und ökonomischen Ruin des Rittertums. Er begnügt sich aber nicht allein mit kritischer Polemik, sondern macht überdies Vorschläge, wie ein erneuertes Rittertum dem „Gemeinen Nutzen“ dienen könne.

3. Es gibt jetzt dreierlei Arten Ritter: die ersten taugen nicht ein Ei, sie haben weder Ehren noch Gut [...], zu diesen bösen Rittern gehören die, die ehrlos auf den Straßen rauben und morden.

Die zweiten, die sich auch Ritter nennen, tragen Lehen von Edelleuten, sind aber auch ihre Güter frei, so halten sie sich nicht, wie es ihrem Stande zukommt. Sie sind schlechte Christen, machen viele zu Witwen und Waisen und nähren sich nur vom Rauben und anderen unehrlichen Sachen. Sie ziehen vor ein Dorf, nehmen den armen Leuten ihr Vieh, ihr Leib und Gut, wo sie doch billig um größerer Dinge ins Feld ziehen sollten. Aber diese törichten Gecken wollen auf diese Weise ihre Mannheit zeigen und werden Ritter vom Kuhdreck. Nun sehet, wie ehrenvoll diese tapferen Degen den Klosterfrauen Fehde ansagen, wie ritterlich sie gegen diese ziehen, wie sie als fromme Christen Kirchen und Klöster zerstören und damit ihre Kinder ernähren und zu großen Erben machen. [...] Sie tragen goldene Kleider, die sie von geistlichen Jungfrauen als großes Abenteuer erfochten haben. Wenn diese Kuhritter zu einem Turnier wollten, so würde es ihnen nicht gut gehen, sie würden wohl sehr geschlagen werden von den frommen Rittern und Knechten, die die Klagen der Jungfrauen gehört haben. Jene Ritter halten weder Treu noch Glauben, sie haben Diebe und Mörder als Diener, mit denen sie ihre Beute teilen. Sie kleiden sich schön und tragen Gold, doch sollten sie sich ihrer Kleider schämen, denn Gott ist ihnen gram, und kein Mensch mag sie leiden. [...]

4. Die der dritten Art allein sind edel, sie werden zu Rittern, wenn ihre Fürsten zu allgemeinem Nutzen und für eine gerechte Sache Krieg führen, für die Befriedung eines Landes, gegen die Ketzer und Heiden oder gegen böse Christen, die die Untertanen schädigen. Oder sie ziehen zum Heiligen Grab und lassen sich dort zum Ritter segnen. Solche Leute sehe ich als frommer Ritter an, sie mögen Heil und Glück gewinnen. Mit Recht sind sie zu Rittern geschlagen, eine Zierde der Christenheit.

Die anderen halte man für Feiglinge, vor Lastern wagen sie nicht zu turnieren. Das Gold, was sie an den Kleidern tragen, ist mit Kupfer gemischt; zu verwundern ist nur, daß man denen überhaupt das Gold gestattet, die doch nach Ehre nichts fragen. Wenn sie jemandem Fehde ansagen, so reiten sie ins Feld, wenn der Brief noch unterwegs ist, oder sie legen sich irgendwo in den Hinterhalt und greifen einstweilen anderswo zu, und ehe der Fehdebrief gelesen ist, haben sie die Kuh schon gegessen. [...]

5. Zur Ritterschaft gehören sieben ehrenvolle Vorrechte: das erste ist, daß ein würdiger Ritter dem jungen mit einem Schlage das Schwert zuteilt und ihn heißt, unverzagt zu sein. Dann wird das Schwert gesegnet. Ist der Ritter ein guter Christ und eifrig zum Gottesdienst, so

---

<sup>59</sup> entnommen samt Einleitung aus: Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung Bd.2, Spätmittelalter 1250-1495, Stuttgart (Reclam) 2000, S.330ff.

<sup>60</sup> Er war Stadtschreiber in Eisenach, Stiftsherr und Leiter der Stiftsschule St. Marien und Kaplan der Landgräfin Anna. Auch als Historiker, Lehrdichter und Jurist machte er sich einen Namen.

empfängt er mit Freuden und Innigkeit das Schwert aus eines Priesters Hand. Wird er nicht in dieser Weise damit umgürtet, so trägt er es wahrlich mit Schanden, denn er soll allezeit Gott zu Ehren damit fechten für die heilige Christenheit und für die Witwen und Waisen, darum nimmt er den Griff, der dem Kreuze gleicht, in die Hand. [...]

Er soll niemanden bekämpfen, der ihm nicht an Leib oder an Gut Übles getan hat oder der ein Ungläubiger ist. Er soll sich mit seinen Zinsen und Einkünften begnügen, den Untertanen für Frieden sorgen und nicht mit Gewalt über sie herrschen. Er soll die armen Leute nicht berauben, nicht würgen, noch Christen erpressen und bewuchern. Die Ritter sollen ihren Sold nehmen, mit den Fürsten reiten, die Gerechtigkeit lieben und für sie kämpfen. Darum verbietet Christus nicht das Schwert zu gebrauchen, sondern sagt nur, man soll niemanden zu Unrecht verderben. Der Ritter erhält sein Schwert auch zum Kampf gegen böse Sünden bei Freunden und Feinden. [...]

6.... Die Pfaffen sollen gegen die Ketzer vorgehen, die christlichen Edelleute gegen die Heiden. [...] Hinderten die Pfaffen die Ketzer nicht, so hätten die ganz ihren Willen, und wenn der christliche Ritter nicht mehr kämpft, wer soll dann die Heiden zurückdrängen? [...] Der Ritter soll gegen seinen Freund weich sein wie das lautere Gold, den Bösen soll er immer feind sein, so ist er weise und kühn. Wer gegen die Seinen allezeit hart und ungut ist, der hat eine schlimme Art an sich, sein Adel liegt im Dreck. Der Ritter soll gegen sein Hausgesinde kein Löwe sein, er könnte sie sonst ungetreu finden. Er soll auch nicht zu zart gegen sie sein, sonst könnten sie sich darauf verlassen und ihm den Gehorsam weigern; er trachte nach dem rechten Maß. Die Weisheit nimmt sich nicht des Adligen an, sondern sie kann den Menschen, der sie pflegt, edel machen. [...]

Ein unweiser dummer Edelmann, der sich vor nichts schämt, ist einem gekrönten Esel gleich, der den Hunden ausgeliefert ist. Was frommt einem seine edle Geburt bei schlechten bürgerlichen Sitten, wenn einer sich an keinem Ort weder in Worten noch in Taten geziemend benehmen kann? Und was schadet einem Bauernart, wenn er in Wort und Weise verständig, redlich und wohlgelehrt ist? So ist ein rechter Edelmann. Wer sich aber nur seiner reichen und adligen Eltern rühmt, der schwächt damit seinen Adel und zeigt sein Laster. [...]

7. ... Der Ritter soll tugendhaft und gerecht sein, sich in harter Zucht halten und sich vor Trunkenheit hüten, zu allen Tugenden und aller Barmherzigkeit soll ihn sein Knecht mahnen, denn darin liegt all sein Adel....[...]

(Des Ritters viertes Recht ist, Gold zu tragen, sein fünftes ein buntes Kleid, sein sechstes der Name Herr.) In seinem Hause sei der Ritter fröhlich und brumme nicht wie ein Bär. [...] Auf der Straße sei er höflich, wenn er die Leute grüßt und mit ihnen spricht, sei er freundlich und tue immer das Beste. Er soll gern zur Kirche gehen, ungern den Gottesdienst versäumen, in großer Demut zuhören und nicht vor dem Ende fortlaufen. Reitet er dann ins Feld, so soll sich seine Mannheit in tapferem Streiten zeigen. [...]

(Sein siebentes Vorrecht ist, daß man ihm nach Tisch Wasser über die Hände gießt und ihm ein reines Handtuch reicht.)

8. Wenn der Ritter die Gerechtigkeit nicht üben und stärken will, so soll er lieber ein Knecht bleiben. Ein Edelmann tut niemandem etwas zuleide, der ihm nicht zuvor Übles tat....

Ein Handwerk auszuüben ziemt ihm nicht, aber bei seinen Pferden die Hufe beschlagen oder sie heilen, wenn sie lahmen, das mag er tun, wenn er etwas davon versteht. Wenn sein Korn eingeerntet wird, soll er auch wohl beim Einlagern in die Scheunen zugreifen. Er mag auch mit eigenem Rosse sein Land eggen,....Mit Pfeilen, Pfeilschäften und Köchern mag er sich abgeben, auch mit seinem Geschütz, Büchsen gießen, Bolzen drehen und dergleichen. Auch die Viehzucht von Rindern, Schafen und Schweinen ist nützlich.

Dringen die Feinde in ein Land zu Raub, Mord und Brand, vielleicht zum Kampf gegen den Christenglauben, oder nur aus Übermut ohne rechten Grund, oder um Beute zu machen, dann muß mit Gottes Hilfe der Landesherr gegen sie mit frommen Rittern und Knechten im Kampfe vorgehen. [...]



9. Zu einem vollkommenen Manne gehört, daß er gut reiten, schnell auf- und absitzen, gut traben, rennen und wenden kann und mit Verstand von der Erde etwas aufnehmen. Zum zweiten muß er schwimmen, im Wasser tauchen und sich vom Rücken auf den Bauch und vom Bauch auf den Rücken drehen können. Zum dritten muß er mit Armbrust, Büchse und Bogen schießen können: davon hat er bei Fürsten und Herzögen wohl Nutzen. Zum vierten muß er auf Leitern klettern können, wenn es nötig ist, wie etwa im Kriege, auch an Stangen und Seilen. Zum fünften muß er wohl turnieren können, streiten und stechen und recht und redlich tjestieren. Zum sechsten muß er zu Abwehr und Angriff ringen können, auch weit springen und mit der Linken ebenso gut fechten wie mit der Rechten. Zum siebenten muß er bei Tische aufwarten können, tanzen und hofieren, auch Schach zu spielen verstehen und alles, was ihm zur Zierde gereicht. [...]

10. Jetzt kann man bemerken, daß die Ritter, die ihre Manneskraft erproben und gegen die Feinde des Kreuzes kämpfen sollten, mit dem Wein fechten, recht den Müßiggang pflegen, voll guter Speise sein wollen und den allerbesten Trank suchen.... Ein Bauer kann leichter an die Waffen gewöhnt werden als ein Handwerker,.... Der Bauer ist von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt, er verträgt den Sonnenbrand und ißt grobe Speisen; er braucht kein Bad wie die Zärtlinge. Er wird von Wasser und Brot satt, liegt auf der bloßen Erde und kann die Mühsal des Harnischs Tag und Nacht tragen, wenig schlafen und viel wachen. An all so etwas ist der Bauer gewöhnt. Wer weniger Lust auf Erden hat, der fürchtet weniger den Tod. Wer nicht genug von Schlemmereien bekommt, dem tut eine kleine Not weh....

An die Spitze setze man keinen Ritter, dem es an Erfahrung im Streit fehlt, wenn er es auch wünscht und sonst fromm und würdig ist, denn dem Führer hilft weder Adel noch Gut, weder Schönheit, Kühnheit noch Freunde, sondern nur ein starker weiser Sinn, Verstand und Erfahrung und Liebe zu Gott und der Ehre.

### 3.1.2 Goethes Drama „Götz von Berlichingen“

Goethes Drama ist eine freie Bearbeitung der „Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen“, die 1731 von Georg Tobias Pistorius herausgegeben worden war. Die erste Fassung des Dramas entstand in nur 6 Wochen 1771, 1773 erfolgte eine Umarbeitung, die Goethe im Selbstverlag drucken ließ.

Vergleicht man die wirkliche Biografie des Götz mit Goethes Drama, so werden die dichterischen Freiheiten deutlich:

#### Zeittafel<sup>61</sup>

Um 1480	Geburt Gottfrieds von Berlichingen als Sohn Kilians von B. und Margarethas von Thüngen.
1494	Gottfried wird »Bube« (gemeint ist Knappe, Anm. d. Verf. 'in) bei Konrad von Berlichingen, einem Vetter Kilians von B., der Rat der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach ist. In dessen Gefolge nimmt Gottfried
1495	am Reichstag von Worms teil. Erlaß eines »Allgemeinen Landfriedens«, »daß von Zeit dieser Ankündigung an niemand, von was Würden, Stand oder Wesen der sei, den andern befehlen solle«. An die Stelle des Selbsthilfeinstruments der Fehde tritt das Reichskammergericht.
1496	Götz nimmt am Reichstag von Lindau teil.
1497	Tod Konrads von Berlichingen. Gottfried tritt in den Dienst des Markgrafen Friedrich IV. von Brandenburg-Ansbach.
1498	Teilnahme am Feldzug nach Hochburgund. Tod des Vaters.
1499	Teilnahme am Schweizer Krieg, den Maximilian erfolglos um die weitere Zugehörigkeit der Schweiz zum Reich führte.
1502	Kampf gegen Nürnberg im Gefolge des Markgrafen Kasimir von Brandenburg.
1504	Teilnahme am Landshuter Erbfolgekrieg zwischen Bayern und der Pfalz auf bayrischer Seite. Verlust der rechten Hand.
1509-11	Fehde gegen Köln wegen des dem Stuttgarter Schneider Sindelfinger vorenthaltenen Preises in einem Schützenwettbewerb 1505.
1512	Fehde Gottfrieds und mehrerer Verbündeter gegen Nürnberg, in deren Verlauf über Gottfried und seine Freunde die Reichsacht verhängt wird.
1513	Fehde des Schwäbischen Bundes gegen Götz.
1514	Götz und seine Freunde werden gegen Zahlung von 14 000 Gulden aus der Acht gelöst.
1515/16	Fehde Götz' gegen das Mainzer Stift, weswegen er
1518	abermals geächtet wird.
1519	Maximilian I. stirbt, sein Enkel Karl I. von Spanien wird als Karl V. Kaiser. Götz nimmt am Krieg Herzog Ulrichs von Württemberg gegen den Schwäbischen Bund teil, wird bei einem Ausfall oder beim Abzug aus dem belagerten Möckmühl gefangengenommen und kommt in Heilbronn ins Gefängnis. Franz von Sickingen bewirkt, daß die Gefangenschaft in ritterliche Haft in einem Gasthof umgewandelt wird.
1522	Götz schwört Urfehde <sup>62</sup> und kann sich auf seine 1517 erworbene Burg Hornberg zurückziehen. Dieser Urfehde verdankt er es, daß er nicht in den Aufstand der Reichsritter verwickelt wird, der unter Sickingens Führung 1522

<sup>61</sup> Zeittafel entnommen aus: V. Neuhaus, Erläuterungen und Dokumente: Johann Wolfgang Goethe, Götz von Berlichingen, Stuttgart (Reclam) 1999, S.53/4  
weitere Materialien in: Johann Wolfgang Goethe, Götz von Berlichingen. Interpretation von Wilhelm Große, München (Oldenbourg Interpretationen Bd.62) 1993, unv. Ndr. 2002

<sup>62</sup> zur Erläuterung des Begriffs „Urfehde“ s. Anm.71

- mit der Belagerung von Trier beginnt und 1523 mit Sickingens Tod in seiner belagerten Festung Landstuhl endet.
- 1525 Götz nimmt vom 24. April bis zum 29. Mai gezwungen am Bauernkrieg teil.
- 1526 Götz rechtfertigt sein Verhalten auf dem Reichstag von Speyer und wird vom Reichskammergericht für schuldlos erklärt. Dennoch wird er
- 1528 vom Schwäbischen Bund in Augsburg gefangengesetzt.
- 1530 Beendigung der Gefangenschaft in Augsburg durch Schwören der Urfehde. Götz verpflichtet sich, das zu seiner Burg Hornberg gehörende Gebiet nicht mehr zu verlassen.
- 1540 Aufhebung des Hausarrests.
- 1542 Teilnahme am Feldzug Karls V. gegen die Türken.
- 1544 Teilnahme am Feldzug Karls V. gegen Frankreich. Nach dem Frieden von Crépy (19. September 1544) kehrt Götz auf die Burg Hornberg zurück.
- 1556 Abdankung Karls V.
- 1557 Götz beginnt mit der Niederschrift seiner Autobiographie.
- 1558 Tod Karls V.
- 1562 Götz stirbt am 23. Juli und wird im Kreuzgang des Klosters Schönthal beerdigt.

Das Werk Goethes wurde damals begeistert aufgenommen. Schon seit der Mitte des 18. Jh. war es in Mode gekommen, sich mit der Dichtung des Mittelalters zu befassen, so dass Goethes Saat auf fruchtbaren Boden fiel. So schreibt der Frankfurter Gelehrte Anzeiger am 20. August 1773: „Die Reichshistorie der mittlern Zeiten, ist freylich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn ihr Helden, Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene, Helden haben wollt.“<sup>63</sup>

Die Hinwendung zur deutschen Vergangenheit war es auch, die den Götz vor allem in Deutschland populär machte, im Ausland war er weniger bekannt. Mme de Staël (1766-1817) äußert in ihrem Werk „De l'Allemagne“ Folgendes über „den Götz“:

„Der kriegerische Geist war in Deutschland stets ungestümer als sonst irgendwo, und hier kann man jene eisernen Männer,..., sich als wirklich lebend denken....Der alte Götz, der immer in Fehden lebt, in seiner Rüstung schläft, stets zu Pferde sitzt, sich nur dann ausruht, wenn er belagert wird, der alles auf den Krieg verwendet und nur ihn sieht- dieser Götz, sage ich, giebt das beste Bild von dem Interesse und der Thätigkeit, die das Leben damals hatte. Seine Vorzüge wie seine Mängel sind scharf ausgesprochen.“<sup>64</sup>

In der Nachfolge des Götz und in Bezug auf ihn entstanden bis zu Beginn des 19. Jh. viele Ritterstücke in Deutschland, die aber mit der Zeit immer weniger historisches Interesse bekundeten, sondern den Ritter mehr auf einen Haudegen reduzierten. So erklärt denn August Wilhelm von Schlegel in seinen Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Litteratur“: „Aus Ritterstücken sind wahre Reiterstücke geworden, die zuletzt mehr von Pferden als von Menschen aufgeführt zu werden verdienen.“<sup>65</sup>

Die Beschäftigung mit den Rittern lebte dann auch in der Romantik fort, z. B. bei Tieck, der Minnelieder in freier Versform nachdichtete oder König Ludwig II., der sein Schloss Neuschwanstein als Ritterburg erbauen ließ.

Goethe selbst spricht über sein Werk in „Dichtung und Wahrheit“ (Teil 4, 17. Buch): „...so war doch auf eine kenntnisreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältnis, den unverletzlichen Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen, und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen gerät.“<sup>66</sup>

<sup>63</sup> Neuhaus S.135

<sup>64</sup> ebd. S.154

<sup>65</sup> ebd. S.161

<sup>66</sup> ebd. S.121

In „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (2. Buch, 10. Kapitel) lässt er Wilhelm ein deutsches Ritterstück vorlesen, womit Goethe auch auf seinen eigenen „Götz“ anspielt. „Die geharnischten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Personen wurden mit großem Beifall aufgenommen... Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet.“<sup>67</sup>

Den Götz greift Goethe ansonsten noch einmal 1818 auf, als er ein Festspiel in Versen verfasst, das für eine Feier am Weimarer Hof anlässlich des Besuchs der Kaiserin Maria Feodorowna gedacht war. Eine Strophe lautet:

“ Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein  
In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein.  
Bei manchen Zügen, die er unternahm,  
Er half und schadete, so wie es kam,  
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,  
Tat recht und unrecht in Verworrenheit,  
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,  
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;  
Er, würdig-kräftger Mann, als Macht gering,  
Im Zeitensturm unwillig unterging.“<sup>68</sup>

Die Äußerungen Goethes und die seiner Zeitgenossen zum Text werfen ein Licht auf die Entstehungszeit des Dramas. Bleibt zu klären, ob der Blick Goethes auf Götz von Berlichingen auch dessen Zeit gerecht wurde.

Berlichingen und Sickingen sind in der Tat typische Vertreter ihres Standes im 15./16. Jh.. Gesetz und Ordnung hatten zur damaligen Zeit wenig auszurichten. Obwohl kodifiziertes Recht im Sachsen- und im Schwabenspiegel vorlag, war Willkür an der Tagesordnung. Die Fehde galt als das vorherrschende Instrument, um sich Recht und Ehre zu verschaffen. Denn was private und nicht öffentliche Belange betraf, so musste jeder Einzelne selbst für sein Recht sorgen.

„Fehde war demzufolge jedermanns gutes Recht, der willens und imstande war, ein ihm vermeintlich zustehendes Recht wahrzunehmen und notfalls zu ertrotzen.“<sup>69</sup>

Um diese Fehden zu unterbinden, erließ gerade Kaiser Maximilian, zu dessen Zeit Götz lebte, 1495 auf dem Wormser Landtag Landfriedensgesetze. Doch ohne Erfolg, denn die Ritter sahen in der Fehde ein ihnen gebührendes Recht, das sie nicht gewillt waren zu opfern. Die Ritter, die damals kleine und kleinste Gebiete ihr Eigen nannten, wehrten sich gegen die Fürsten und das Bürgertum, indem sie ihr Heil in der Fehde oder im Zusammenschluss in Ritterbünden gegen Fürsten und Bürger suchten.

Kaiser Maximilian galt seiner Epoche als der „letzte Ritter“, ein Ehrentitel, der nicht nur in seiner Schwärmerei für die Ideale des Rittertums und seiner Begeisterung für Turniere begründet war, sondern auch in seiner Vision von der Wiederbelebung des Reichs Karls d. Gr., Ottos d. Gr. und Barbarossas.

Auch die Tatsache, dass er seit seiner Kindheit erfahren hatte, dass offenbar Krieg der normale Alltag des Menschen sei, prägte seinen Charakter. Für ihn galt der Krieg gewissermaßen als Fortsetzung des Turniers im großen Stile.

Er förderte Wissenschaften und Künste, wobei er Gegebenheiten aus seinem Leben in Anlehnung an die höfische Dichtung des Mittelalters schildern ließ. Bei seinem monumentalen Grab, das sich in der Innsbrucker Hofkirche befindet, obwohl er in Wiener

---

<sup>67</sup> ebd. S.115

<sup>68</sup> ebd. S.123

<sup>69</sup> Meyer/Lessing S.218

Neustadt bestattet wurde, ließ er seine Ahnen und Verwandten in Prunkrüstungen als Ritter auftreten. Der Figureschmuck wirkt ungeheuer imposant, obwohl von den ursprünglich 40 Statuen nur 28 ausgeführt wurden.

Kaiser Maximilian starb 1519, Götz von Berlichingen 1562. Goethe lässt jedoch Maximilian später und Götz früher, schon 1525, sterben, so rückt das Sterbedatum der beiden zusammen, d.h. mit dem kaiserlichen „letzten Ritter“ stirbt auch Götz als typischer Vertreter seines Standes. Dazu passt Götzens Aussage über den Kaiser im 3. Aufzug („Jagsthausen. Belagerung. Saal“): „Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schicksal.“<sup>70</sup>

Die wichtigsten Passagen, die Auskunft über Götzens Auffassung vom Rittertum geben, seien im Folgenden zusammengefasst:

Im 1. Aufzug trifft Götz in einer Herberge im Wald einen Mönch namens *Bruder Martin*. Als dieser Götz erkennt, rühmt er ihn als „großen Mann“ und fühlt sich durch die Begegnung mit ihm geehrt: „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden.“ Durch diese Begebenheit fühlt sich Martin veranlasst, den Ritterstand in höchsten Tönen zu loben, wobei er seinen eigenen klerikalen Status negativ bewertet. So wünscht sich *Bruder Martin*:

„Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen!...

Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eure Mauern, mit dem Bewußtsein Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann,...: da könnt Ihr von Glück sagen!“

In seiner Begeisterung für das Rittertum merkt Bruder Martin gar nicht, dass Götz im Gespräch sehr zurückhaltend ist und in seinen Lobgesang nicht recht einstimmen will.

Götz ist, als er im Wald Bruder Martin trifft, gerade von einem Hinterhalt zurückgekommen, den er gegen den Bamberger Bischof geplant hat, mit dem er in Fehde liegt. Denn dieser hat einen seiner Knappen gefangen nehmen lassen. Die Situation wird dadurch noch verschärft, dass Götzens Freund Weislingen auf der Seite des Bischofs steht. Im Gegenzug für die Gefangennahme seines Knappen lässt Götz Weislingen als seinen Gefangenen auf seine Burg Jagsthausen bringen. Im Dialog mit ihm erläutert Götz dann seine Vorstellung vom Rittertum. Im 1. Aufzug hält *Götz* Weislingen vor:

„Bist du nicht ebenso frei, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser untertan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof?... Verkennst den Wert eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst!“

*Weislingen* erwidert darauf: „Du siehst die Fürsten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Untertanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? ...Und uns verdenkst du´s, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hilfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst nicht beschützen kann.“

Darauf wieder *Götz*: „...Weislingen, wären die Fürsten, wie Ihr sie schildert, wir hätten alle, was wir begehren. Ruh und Frieden!... Und mit unserem Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint´s gut und möchte gern bessern....Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinterher, und gloriiieren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben...“

Am Ende seines Gesprächs mit seinem Freund und Gefangenen bringt *Götz* sein Verhältnis zu Weislingen auf den Punkt: „Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der

---

<sup>70</sup> Meyer/Lessing S. 226ff.; Neuhaus S.5/6. Den Textziten liegt die Reclamausgabe von 1968 zugrunde.

Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kaiser...“

Weislingen wechselt dann auf Götzens Seite, entscheidet sich dann aber wieder für den Bamberger Hof. Bei Kaiser Maximilian I. schwärzt er Götz, Sickingen und Selbitz als Unruhestifter an (3. Aufzug „Augsburg. Ein Garten“). Daraufhin erklärt *Kaiser Maximilian*: „Gefangen möcht ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde<sup>71</sup> schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen...“

Ein Heer wird gegen Götz in Marsch gesetzt und seine Burg belagert. Während der Belagerung sitzt Götz mit seiner Frau und Knechten im Saal bei Tische (3. Aufzug). Sie erheben ihr Glas und rufen alle: „Es lebe die Freiheit!“. *Götz* fährt fort: „Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben...“ und bringt dann in einer Frage seine Hoffnung zum Ausdruck: „...daß Verehrung des Kaisers, Fried und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb der Untertanen der kostbarste Familienschatz sein wird, der auf Enkel und Urenkel erbt?...“

Man droht Götz mit Gefangenschaft, doch sein Freund Franz von Sickingen, den Goethe auch im Stück zu Götzens Schwager macht, befreit ihn. Obwohl Götz Urfehde gelobt hat, schließt er sich aus der Überzeugung heraus, Schlimmeres zu verhindern, im Bauernkrieg den Bauern als ihr Führer an, was auch der historischen Wahrheit entspricht.

*Götz* spricht zu den Bauern, die ihn zum Führer haben wollen (5. Aufzug „Feld“): „...Warum seid ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wiederzuerlangen? Was wütet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Übeltaten und handeln als wackere Leute, die wissen, was sie wollen, so will ich euch behilflich sein zu euren Forderungen und auf acht Tage euer Hauptmann sein.“

Als die Bauern jedoch ihr Morden und Plündern fortsetzen, sagt er sich von ihnen los. Doch zu spät, das Reichsheer, das gegen die Aufständischen in Bewegung gesetzt wird, nimmt Götz gefangen. Verwundet, stirbt er im Gefängnis. Dieser Teil entspricht der dichterischen Freiheit, denn Götz hatte in Wirklichkeit die Gelegenheit, auf dem Reichstag von Speyer sein Verhalten im Bauernkrieg zu rechtfertigen mit dem Ergebnis, dass seine Unschuld anerkannt wurde.

Im Gefängnis sagt *Götz* zu seiner Frau Elisabeth, die ihn besucht (5. Aufzug „Heilbronn. Im Turm“):

„Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen...“

Kurz vor seinem Tod darf er noch einmal den Garten bei seinem Gefängnis betreten. Und in der frischen Luft spricht *Götz* seine letzten Worte: „Freiheit, Freiheit“, die sich gewissermaßen wie ein Leitthema durch das ganze Drama ziehen.

Seine Schwester *Maria* begleitet den Tod ihres Bruders mit den bewegenden Ausspruch: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß“ (5. Aufzug „Gärtchen am Turm“).

Schon im 4. Aufzug („Jagsthausen“) hat Götzens Frau *Elisabeth* ihrem Mann ein Denkmal gesetzt, indem sie voller Stolz berichtet, was sie andere Leute über ihren Mann sagen hörte: „Sie rühmten dich untereinander und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück.“

---

<sup>71</sup> „Urfehde schwören“ bedeutet so viel wie „der Fehde abschwören“. Die Vorsilbe „Ur“, die für uns in der Regel die Bedeutung „das Erste, Unmittelbare“ hat, ist aber hier von gotisch >uz< abzuleiten, was so viel wie >aus< heißt. (Neuhaus S. 34 und Duden, Herkunftswörterbuch Mannheim 1989 s.v. ur..., Ur...)

Im 1. Aufzug („Jagsthausen. Götzens Burg“) äußert *Götz* seine Ängste und Zweifel über die Zukunft seines kleinen Sohnes mit dem berühmten geflügelten Wort: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten...“, ein Ausspruch, der genauso gut für ihn gelten kann. Auch aus Goethes eigenen Hinweisen zu seinem Drama geht hervor, dass er in *Götz* einen schillernden Charakter sah.

Götzens Schwester *Maria* verrät etwas von ihrer Vorstellung eines idealen Ritters, als sie sich im 1. Aufzug („Jagsthausen. Götzens Burg“) an Götzens kleinen Sohn Karl wendet mit der Aufforderung:

„Du tust besser, Karl! Leb du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohltun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.“

Die Urfehde, die *Götz* in der historischen Realität geschworen hat, und die er zunächst einhält, bevor er sich 1525 am Bauernkrieg beteiligt, verhinderte, dass er in den Aufstand der Reichsritter mithineingezogen wurde, der 1522 unter der Führung von Franz von Sickingen mit der Belagerung von Trier seinen Auftakt erfuhr, wohl weil sich Franz von Sickingen Hoffnung auf das Amt des Kurfürsten von Trier machte und „eine allgemeine Reichsreform durch die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer zu erzwingen“<sup>72</sup> gedachte. Sickingen suchte für seine Trierer Unternehmung die Unterstützung der anderen Ritter. Zu diesem Zweck wandte er sich 1523 in einem **Brief** an die **Schweinfurter Ritterversammlung**, der im Museum ausgestellt ist. Allerdings war seiner Bitte kein Erfolg beschieden. Der Aufstand Sickingens endete 1523 mit der Belagerung seiner Burg Nanstein bei Landstuhl, die er damals unter den modernsten militärischen Gesichtspunkten hatte befestigen lassen. So erbaute er 1518 das sog. „Große Rondell“, einen Geschützturm, dessen Mauern 6 Meter stark waren und der ein schussfestes Gewölbe aufwies. Trotzdem konnte die Burg nicht dem Artilleriebeschuss standhalten. Das „Große Rondell“ ist heute noch als beeindruckende Ruine erhalten. Sickingen kam bei der Erstürmung der Burg um. Begraben ist Franz von Sickingen in der Landstuhler Pfarrkirche St. Andreas, wo er mit einem prächtigen Grabmal geehrt wurde. In voller Rüstung steht er überlebensgroß in betender Haltung auf einem Löwen.

Auf Sickingens Angriff auf Trier spielt Goethe im 4. Aufzug an („Heilbronn. Ein großer Saal auf dem Rathaus“). Nachdem Sickingen *Götz* aus der Gefangenschaft befreit hat, findet zwischen beiden eine Unterredung statt. Darin kündigt *Franz von Sickingen* seine bevorstehende Unternehmung in Trier an:

„Trier und Pfalz vermuten eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen üben Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Kurfürsten sein.“

*Götz* erwidert ihm darauf: „Deine Seele fliegt hoch.“

Sickingen kann sicher als noch kompromissloserer Vertreter seines Standes gelten als Berlichingen. Macht und Ehrgeiz waren nicht zuletzt seine Beweggründe, mit denen er seine Fehden führte. Auch in Goethes Drama wird *Götz* als der mildere, mehr zu Mitleid neigende beschrieben. Sickingen ist dagegen bereit, seine Ziele mit Brutalität durchzusetzen, so droht er an, um Götzens Freilassung zu erpressen, die Stadt Heilbronn, in deren Mauern *Götz* wegen seiner Taten angeklagt wird, niederzubrennen. Doch *Götz* bittet ihn, er soll „...der Stadt kein Leids tun.“ (4. Aufzug „Rathaus“).

Bevor Sickingen sich Trier vornahm, lag er mit Worms, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzog von Lothringen und Metz in Fehde. Seine Fehde gegen die Stadt Worms (1515)

---

<sup>72</sup> Neuhaus S.7

ist in einer **Streitschrift** dokumentiert, die im Museum zu sehen ist. Die Fehde brachte ihm die Verhängung der Reichsacht ein, die aber 1517 schon wieder aufgehoben wurde und mit einer Versöhnung Sickingens mit Kaiser Maximilian endete. Diese Versöhnung wird auf einer im Museum gezeigten **Medaille** festgehalten, auf der Franz von Sickingen demütig vor dem Kaiser kniet.

Trotz ihrer Bereitschaft, keinem Streit aus dem Wege zu gehen und Fehden vom Zaun zu brechen, muss man noch einen Unterschied machen zwischen dem Handeln eines Sickingen und Berlichingen und den Aktivitäten der eigentlichen Raubritter. Letztere schafften es in der Zeit des Niedergangs des Ritterstandes nicht, sich den veränderten Gegebenheiten anzupassen, und versuchten, ihre Notlage in krimineller Manier durch Überfälle auf Kaufleute und Erpressung von Lösegeld zu lindern.

Doch auch in Goethes Drama wird angedeutet, dass Götz auch das „Kaufleute fangen und Führen wegnehmen“ betrieb. (1.Aufzug). „Das >>Recht<< wurde dabei dadurch gewahrt, daß man der Heimatstadt der Kaufleute vorher eine Fehde ankündigte..., für die man einen rechtlichen Grund beibringen konnte. Das machte die Fehde zu einer >ehrlichen Fehde<....Vielfach kauften die Ritter auch fremde Forderungen auf, um sie dann auf ihre Weise in einer Fehde einzutreiben. Im großen Stil tat dies Sickingen mit seiner Privatarmee.“<sup>73</sup>

Daraus lässt sich ersehen, wie schmal der Grat zwischen legalen und kriminellen Tun war und dass manches Vorgehen nur noch den Anstrich vermeintlicher Legalität vorweisen konnte. Z.T. wurde auch aus nichtigstem Anlass eine Fehde vom Zaun gebrochen, so die Fehde, die Götz 1509-11 gegen die Stadt Köln führte, weil einem Stuttgarter Schneider der Preis in einem Schützenwettbewerb vorenthalten wurde.

---

<sup>73</sup> Neuhaus S.11



### 3.1.3 Cervantes „Don Quijote“

Cervantes (1547-1616) entstammte einer verarmten spanischen Adelsfamilie. Sein Leben verlief sehr bewegt. Nach seinen Jugendjahren in Spanien folgte er einem italienischen Kardinal als dessen Kammerdiener in sein Heimatland. Ein Grund, warum er Spanien verließ, war sicher auch, dass ihm schwerste Strafen angedroht wurden, weil er einen Spanier schwer verletzt haben sollte. 1570 kam er jedoch wieder nach Spanien zurück und diente im Heer. An der Seeschlacht von Lepanto 1571, als Spanien gegen die Türken um die Vorherrschaft im Mittelmeer kämpfte, war er beteiligt. Dabei wurde seine linke Hand verstümmelt. Er nahm an weiteren militärischen Unternehmungen teil, wurde von einem türkischen Schiff auf der Heimreise nach Spanien gekapert und geriet in fünfjährige Gefangenschaft in Algier, wo er mehrere Fluchtversuche unternahm, denen allerdings kein Erfolg beschieden war. Schließlich gelang es der Familie ihn frei zu kaufen. Danach verdingte er sich als Beamter in Spanien, geriet aber wiederum in Schwierigkeiten. Gelder, die er in Andalusien als Steuern eintreiben sollte, fehlten in seiner Kasse. So wurde er 1597 und wiederum 1602 gefangen gesetzt. Die Gefangenschaft nutzte er um seinen Roman, den Don Quijote, zu schreiben. Der 1. Teil erschien 1605, der zweite 1615. Bis zu seinem Tode 1616 lebte er verarmt erst in Valladolid, dann in Madrid, obwohl sein Roman schon zu seinen Lebzeiten ein großer Erfolg war. Schon zu Beginn des 17. Jh. wurde der Don Quijote auch in Deutschland bekannt. Dass Cervantes, der sein Werk an der Wende des 16. zum 17. Jh. verfasste, das Thema Rittertum noch für aktuell hielt, mag an der besonderen Situation in Spanien gelegen haben, wo man lange gegen die Mauren kämpfte und sie erst 1492 aus ihrem letzten Stützpunkt Granada vertreiben konnte. Die Abenteuer des Ritters von der traurigen Gestalt speisen sich auch aus der Biografie des Cervantes und der von ihm durchlebten Abenteuer.

„Er mag sich selbst als letzter Ritter gefühlt haben, obwohl er wusste, daß dieses Rittertum nur noch der Traum eines Toren war...“<sup>74</sup>

Aber Cervantes wusste um diese Scheinwelt und karikierte diese, die in den Ritterromanen der Zeit als erstrebenswerte schöne und heile Welt dargestellt wurde.

#### *Wie sich Don Quijote entschloss, Ritter zu werden*<sup>75</sup>

„Man muss nun wissen, dass dieser besagte Junker alle Stunden, wo er müßig war- und es waren dies die meisten des Jahres-, sich dem Lesen von Ritterbüchern hingab, mit so viel Neigung und Vergnügen, dass er fast ganz und gar die Übung der Jagd und selbst die Verwaltung seines Vermögens vergaß;...

Zuletzt, da es mit seinem Verstand völlig zu Ende gegangen, verfiel er auf den seltsamsten Gedanken, auf den jemals in der Welt ein Narr verfallen; nämlich es schien ihm angemessen und notwendig, sowohl zur Mehrung seiner Ehre als auch zum Dienste des Gemeinwesens, sich zum fahrenden Ritter zu machen und durch die ganze Welt mit Ross und Waffen zu ziehen, um Abenteuer zu suchen und all das zu üben, was, wie er gelesen, die fahrenden Ritter übten, das heißt jegliche Art von Schaden wieder gutzumachen und sich in Gelegenheiten und Gefahren zu begeben, durch deren Überwindung er ewigen Namen und Ruhm gewinnen würde.

#### *Wie sich Don Quijote als Ritter ausstaffierte*

Und das erste, was er vornahm, war die Reinigung von Rüstungsstücken, die seinen Urgroßeltern gehört hatten und die, von Rost angegriffen und mit Schimmel überzogen, seit langen Zeiten in einen Winkel hingeworfen und vergessen waren.

Er reinigte sie und machte sie zurecht, so gut er nur immer konnte. Doch nun sah er, dass sie an einem großen Mangel litten: es war nämlich kein Helm mit Visier dabei, sondern nur eine einfache Sturmhaube; aber dem half seine Findigkeit ab, denn er machte aus Pappdeckel eine Art von Vorderhelm, der, in die Sturmhaube eingefügt, ihr den Anschein eines vollständigen

<sup>74</sup> Fritz Martini im Nachwort zur Ausgabe des „Don Quijote“ im Winkler-Verlag, Stuttgart 1968, S.1111

<sup>75</sup> Dem Text liegt die Übersetzung von Ludwig Braunfels zugrunde, die von der Verfasserin sprachlich etwas aktualisiert, der neuen Rechtschreibung angepasst und mit eigenen Überschriften versehen wurde. Die Anmerkungen entstammen der in Anm.74 zitierten Textausgabe.

Turnierhelms gab. Freilich wollte er dann auch erproben, ob der Helm stark genug sei und einen scharfen Hieb aushalten könne, zog sein Schwert und führte zwei Schläge darauf, und schon mit dem ersten zerstörte er in einem Augenblick, was er in einer Woche geschaffen hatte; und da konnte es nicht anders sein, als dass ihm die Leichtigkeit missfiel, mit der er ihn in Stücke geschlagen hatte. Um sich nun vor dieser Gefahr zu bewahren, fing er den Vorderhelm aufs Neue an und setzte Eisenstäbe innen hinein, so dass er nun mit dessen Stärke zufrieden war; und ohne eine neue Probe damit anstellen zu wollen, erachtete und erklärte er ihn für einen ganz vortrefflichen Turnierhelm.

Jetzt ging er, alsbald nach seinem Gaul zu sehen, und obschon dieser an den Hufen mehr Geschwulste hatte als ein Groschen Pfennige und mehr Gebrechen als das Pferd Gonellas<sup>76</sup>, ...; glaubte er, dass weder der Bukephalos des Alexander noch der Babieca des Cid<sup>77</sup> sich ihm gleichstellen könnten. Vier Tage vergingen ihm mit dem Nachdenken darüber, welchen Namen er ihm zuteilen sollte;... Und so, nachdem er viele Namen sich ausgedacht, dann gestrichen und beseitigt, dann wieder in seinem Kopfe andre herbeigebracht, abermals verworfen und aufs Neue in seiner Vorstellung und Phantasie zusammengestellt, kam er zuletzt darauf, ihn Rosinante<sup>78</sup> zu heißen, ein nach seiner Meinung hoher und volltönender Name, bezeichnend für das, was er gewesen, als er noch nur ein Reitgaul war, bevor er zu der Bedeutung gekommen, die er jetzt besaß, nämlich allen Rossen der Welt als das Erste voranzugehen.

Nachdem er seinem Gaul einen Namen, und zwar so sehr zu seiner Zufriedenheit, gegeben, wollte er sich auch selbst einen beilegen, und mit diesem Gedanken verbrachte er wieder volle acht Tage; und zuletzt verfiel er darauf, sich Don Quijote zu nennen;...

Da er nun seine Waffen gereinigt, aus der Sturmhaube einen Turnierhelm gemacht, seinem Rosse einen Namen gegeben und sich selbst in Schale geworfen hatte, führte er sich zu Gemüt, dass ihm nichts andres mehr fehle, als eine Dame zu suchen, um sich in sie zu verlieben;...Er sagte sich: Wenn ich um meiner argen Sünden willen oder durch mein gutes Glück draußen auf einen Riesen stoße, wie dies gewöhnlich den fahrenden Rittern begegnet, und ich werfe ihn mit einem Speerstoß darnieder oder haue ihm seinen Leib mitten durch, ..., wird es da nicht gut sein, eine Dame zu haben, der ich ihn zusenden kann,...

O wie freute sich unser Ritter, als er diese Rede getan, und gar erst, als er gefunden, wem er den Namen seiner Dame zu geben hätte! Und es verhielt sich dies so - wie man glaubt -, dass an einem Ort in der Nachbarschaft des seinigen ein Bauernmädchen von recht gutem Aussehen lebte, in die er eine Zeitlang verliebt gewesen, obschon, wie man vernimmt, sie davon nie erfuhr, noch Acht darauf hatte.... Er suchte für sie nach einem Namen, der vom seinigen nicht zu sehr abstände und auf den einer Prinzessin und hohen Herrin hinwies und abziele, und so nannte er sie endlich Dulcinea von Toboso, weil sie aus Toboso gebürtig war; ein Name, der nach seiner Meinung wohlklingend und etwas Besonderes war....

### *Wie Don Quijote zum Ritter geschlagen wurde*

Nachdem er alle diese Vorkehrungen getroffen, wollte er nicht länger warten, sein Vorhaben ins Werk zu setzen; es drängte ihn dazu der Gedanke an die Entbehrung, die die Welt durch sein Zögern erleide, derart war das Ungemach, dem er zu steuern, die Ungerechtigkeiten, die er zurechtzubringen, die Ungebühr, der er abzuhelfen, die Missbräuche, die er wieder gutmachen, kurz, die Pflichten, denen er zu genügen gedachte. Und so, ohne irgendeinem von seiner Absicht Kunde zu geben und ohne dass jemand ihn sah, bewehrte er sich eines Morgens vor Anbruch des Tages...mit seiner ganzen Rüstung, stieg auf den Rosinante,

---

<sup>76</sup> Gonella war ein Hofnarr im Dienste des Herzogs von Ferrara (1450-71), der einen Klepper sein Eigen nannte.

<sup>77</sup> Bukephalos hieß das Pferd Alexanders d. Gr.; Babieca das des Cid.

<sup>78</sup> Rocin= Gaul; antes = vorher bzw. vorhergehend. Bed.: (vorher) ein gewöhnlicher Gaul, (jetzt) allen Gäulen vorangehend.

nachdem er seinen zusammengeflickten Turnierhelm aufgesetzt, fasste seine Tartsche in den Arm, nahm seinen Speer und zog durch die Hinterpforte seines Hofes hinaus aufs Feld,.... Aber kaum sah er sich in freiem Feld, als ihn ein schrecklicher Gedanke überfiel, und zwar ein solcher, der ihn beinahe dahin gebracht hätte, das angefangene Unternehmen wieder aufzugeben: nämlich der Gedanke, dass er nicht zum Ritter geschlagen sei und dass gemäß dem Gesetze des Rittertums er gegen keinen Ritter die Waffen führen könne noch dürfe; und wenn er es sogar schon wäre, so müsste er doch eine weiße Rüstung tragen, ohne ein Abzeichen auf dem Schild, bis er sich eines durch seine Tapferkeit gewänne. Diese Erwägungen machten ihn in seinem Vorsatze wankend; aber da seine Torheit mehr vermochte als jeglicher Vernunftgrund, nahm er sich vor, sich von dem Erstbesten, auf den er stieße, zum Ritter schlagen zu lassen, in Nachahmung vieler andern, die so getan, wie er in den Büchern gelesen hatte,....

Auf seinem Weg macht Don Quijote Rast in einem Gasthaus. Dieses Gasthaus hält er für eine Burg und den Wirt für den Burgverwalter (Kastellan). Von dem vermeintlichen Kastellan bittet er dann zum Ritter geschlagen zu werden. Mit Maultiertreibern, die sich in der Schenke aufhalten, zettelt Don Quijote ein regelrechte Schlägerei an. Um weiteres Unglück zu verhindern und um ihn loszuwerden, will ihm der Wirt den Gefallen tun und ihm den Ritterschlag erteilen.

Dem Wirt gefielen die Späße seines Gastes durchaus nicht, und er beschloss, es kurz zu machen und ihm den verwünschten Ritterschlag sogleich zu erteilen, ehe ein neues Unglück dazwischenkomme. Er trat also zu ihm heran und entschuldigte sich ob der Frechheit, welche dies niedrige Gesindel gegen ihn verübt habe, ohne dass er selbst irgendetwas davon gewusst; aber sie seien für ihr Unterfangen gehörig gestraft. Er sagte ihm ferner, er habe ihm bereits mitgeteilt, dass in dieser Burg keine Kapelle sei; für das, was noch zu tun bleibe, sei sie auch nicht nötig. Der wesentliche Punkt, um die Ritterwürde zu empfangen, bestehe lediglich im Schlag auf den Nacken und auf die Schulter, nach dem, was er von den Ordensbräuchen in Erfahrung gebracht, und dies könne mitten auf freiem Felde vorgenommen werden; .... All dieses glaubte ihm Don Quijote und erklärte, er stehe hier bereit, um ihm ein gehorsamer Diener zu sein, er möge nur mit tunlichster Beschleunigung ein Ende machen; denn wenn er noch einmal angegriffen werde und sich dann schon zum Ritter geschlagen sehe, so gedenke er keinen Menschen in der Burg lebend zu lassen, ausgenommen die, so er, der Burgherr, ihm gebieten würde; die würde er aus Rücksicht auf ihn leben lassen.

So gewarnt und in Besorgnis vor solchen Taten, holte der Kastellan sofort ein Buch herbei, wo er die Streu und die Gerste eintrug, die er den Maultiertreibern verabreichte, und mit einem Quäntchen Licht, das ein Junge ihm hielt, und mit den beiden besagten Fräulein<sup>79</sup> kam er zum Standort Don Quijotes, befahl ihm niederzuknien, las in seinem Schuldregister, als ob er ein fromm Gebet hersage, erhob mitten im Lesen die Hand und gab ihm einen kräftigen Streich auf den Nacken und danach einen sanften Schlag auf die Schulter mit seinem eignen Schwerte, wobei er immer zwischen den Zähnen murmelte, als ob er ein Gebet spräche. Dies vollbracht, gebot er einer der Damen, sie solle ihm das Schwert umgürten; sie tat es mit leichter Unbefangenheit und großer Zurückhaltung; denn deren bedurfte es nicht wenig, um nicht bei jedem Punkte der Feierlichkeiten vor Lachen zu platzen; allein die mannhaften Taten, die sie schon von dem angehenden Ritter gesehen, hielten ihre Lachlust in Schranken. Beim Umgürten des Schwertes sagte ihm die gutherzige Dame: „Gott mache Euer Gnaden zu einem recht glücklichen Ritter und gebe Euch Glück in den Kämpfen.“

### *Wie Don Quijote gegen die Windmühlen kämpfte*

Don Quijote hat sich einen Bauern namens Sancho Pansa als Knappe ausgesucht, der mit ihm durch die Welt ziehen soll. Da Sancho Pansa kein Pferd besitzt, reitet er auf einem Esel.

<sup>79</sup> Die Damen sind ebenfalls Gäste der Herberge. Sie sind Dirnen, die Don Quijote für edle Fräuleins hält.

Indem bekamen sie dreißig oder vierzig Windmühlen zu Gesicht, wie sie in dieser Gegend sich finden; und sobald Don Quijote sie erblickte, sprach er zu seinem Knappen: „Jetzt leitet das Glück unsere Angelegenheiten besser, als wir es nur immer zu wünschen vermöchten; denn dort siehst du, Freund Pansa, wie dreißig Riesen oder noch etliche mehr zum Vorschein kommen; mit denen denke ich einen Kampf zu fechten und ihnen allen das Leben zu nehmen. Mit ihrer Beute machen wir den Anfang, uns zu bereichern; denn das ist ein redlicher Krieg, und es geschieht Gott ein großer Dienst damit, so böses Gezücht vom Angesicht der Erde wegzufegen.“

„Was für Riesen?“ versetzte Sancho Pansa.

„Jene, die du dort siehst“, antwortete sein Herr, „die mit den langen Armen, die bei manchen wohl an die zwei Meilen lang sind.“

„Bedenket doch, Herr Ritter“, entgegnete Sancho, „die dort sich zeigen, sind keine Riesen, sondern Windmühlen, und was Euch bei ihnen wie Arme vorkommt, das sind die Flügel, die, vom Winde umgetrieben, den Mühlstein in Bewegung setzen.“

„Wohl ist's ersichtlich“, versetzte Don Quijote, „dass du in Sachen der Abenteuer nicht kundig bist; es sind Riesen, und wenn du Furcht hast, mach dich fort von hier und verrichte dein Gebet, während ich zu einem grimmigen und ungleichen Kampf mit ihnen schreite.“ Und dies sagend, gab er seinem Gaul Rosinante die Sporen, ohne auf die Worte zu achten, die ihm sein Knappe Sancho warnend zuschrie, es seien ohne allen Zweifel Windmühlen und nicht Riesen, die er angreifen wolle. Aber er war so fest davon überzeugt, es seien Riesen, dass er weder den Zuruf seines Knappen Sancho hörte noch selbst erkannte, was sie seien - obwohl er schon sehr nahe war -, vielmehr rief er mit lauter Stimme: „Fliehet nicht, feige niederträchtige Geschöpfe; denn *ein* Ritter allein ist es, der euch angreift.“

Indem erhob sich ein leiser Wind, und die langen Flügel fingen an sich zu bewegen. Sobald Don Quijote dies sah, sprach er: „Wohl, ob ihr auch mehr Arme als die des Riesen Briareus<sup>80</sup> bewegt, ihr sollt mir's doch bezahlen.“

Und dies ausrufend und sich von ganzem Herzen seiner Herrin Dulcinea befehlend und sie bittend, ihm in so entscheidendem Augenblicke beizustehen, wohl gedeckt mit seinem Schilde, mit eingelegtem Speer, sprengte er an im vollsten Galopp Rosinantes und griff die erste Mühle vor ihm an; aber als er ihr einen Lanzenstoß auf den Flügel gab, drehte der Wind diesen mit solcher Gewalt herum, dass er den Speer in Stücke brach und Ross und Reiter mit sich fortriss, so dass sie gar übel zugerichtet übers Feld hinkugelten.

Sancho Pansa eilte im raschesten Trott seines Esels seinem Herrn beizustehen, und als er herzukam, fand er, dass Don Quijote sich nicht regen konnte, so gewaltig war der Stoß, mit dem Rosinante ihn niedergeworfen. „So helf mir Gott!“ sprach Sancho, „hab ich's Euer Gnaden nicht gesagt, Ihr möchtet wohl bedenken, was Ihr tuet, es seien nur Windmühlen, und das könne nur der verkennen, der selbst Windmühlen im Kopf habe?“

„Schweig, Sancho“, antwortete Don Quijote. „Denn die Dinge des Krieges, mehr als andere, sind fortwährendem Wechsel unterworfen; zumal ich meine, und gewiss verhält sich's so, dass jener weise Fristón<sup>81</sup>, ..., diese Riesen in Windmühlen verwandelt hat, um mir den Ruhm ihrer Besiegung zu entziehen; solche Feindseligkeit hegt er gegen mich. Aber am Ende, am Ende werden seine bösen Künste wenig vermögen gegen die Macht meines Schwertes.“ „Gott füge das so, er vermag's“, entgegnete Sancho Pansa und half ihm, sich zu erheben; und der Ritter stieg wieder auf seinen Rosinante, der nahezu buglahm war.

---

<sup>80</sup> Aus der antiken Mythologie bekannter hundertarmiger Titan, der gegen die Götter kämpfte.

<sup>81</sup> Fristón ist ein Zauberer.

### 3.1.4 Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“<sup>82</sup>

Da der Lehrplan Geschichte eine praktische Zusammenarbeit mit dem Fach Bildende Kunst empfiehlt, was den Nachbau einer Burg betrifft, so kann man sich diese Zusammenarbeit auch auf dem Gebiet der Kunstgeschichte vorstellen, zumal die Gestalt des Ritters in der Kunst noch keine entsprechende Aufarbeitung erfahren hat. Eine allumfassende Betrachtung zum Thema „Ritter in der Kunst“ wird im Kunstunterricht natürlich nicht möglich sein, aber es lohnt sich vielleicht ein berühmtes Beispiel herauszugreifen, nämlich Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“.

Dürer ist 1471 in Nürnberg geboren und 1528 dort gestorben. Sein umfangreiches künstlerisches Werk umfasst Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte.

Den Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“ schuf er 1513. Es ist die Zeit, in der Dürer, inzwischen zu Ruhm gelangt, vorwiegend für Kaiser Maximilian arbeitet, der sich selbst als den „letzten Ritter“ bezeichnet. Dieses Verständnis des Kaisers ist es wohl auch, der sich die Bearbeitung des Bildthemas durch Dürer verdankt in einer Zeit, in der das Rittertum schon lange seinen Zenit überschritten hat.



Den Vordergrund des Bildes beherrscht ein Ritter, der auf einem prachtvollen Pferd dahinreitet. Er ist im Bildfeld nach links gewandt. Er ist angetan mit voller Rüstung, trägt einen geöffneten Gesichtshelm und hat eine Lanze geschultert. Die Rüstung ist so prächtig, dass sie der Prunkrüstung Kaiser Maximilians gleicht. Der Blick des Ritters ist starr geradeaus gerichtet. So sieht er nicht, was sich neben seinem Pferd abspielt. In Richtung Bildhintergrund erhebt sich neben dem Hals des Pferdes der Tod, der mit seinen Hörnern auf dem Kopf und den Schlangen, die sein bärtiges Gesicht umgeben, eher einem Satyr gleicht. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund leicht geöffnet, so dass es den Anschein hat, er schaue begehrlisch auf den Ritter als Beute. Er reitet auf einem Klepper, dessen mageres Gerippe in krassem Gegensatz zu dem edlen Ross des Ritters steht.

---

<sup>82</sup> Lit.: H.Th. Musper, Albrecht Dürer, Köln (Dumont) 1965, S.7-16; 26-30; W. Nerdinger, Perspektiven der Kunst. Von der Karolingerzeit bis zur Gegenwart, München (Lurz) 1990, S.108/9; H. Wölfflin, Die Kunst Albrecht Dürers (Pantheon Colleg) München (Bruckmann) 9.Aufl.1984, S.199-203

Hinter dem Schwanz des Pferdes hat sich der Teufel, mit einer Hellebarde bewaffnet, platziert, der zwar ein gebogenes Horn auf dem Kopf trägt und einen Pferdefuß hat, jedoch nicht unserer landläufigen Vorstellung eines Teufels entspricht. Denn er hat einen Schweinerüssel.

Hinter Tod und Teufel sieht man baumbestandene Felsen und ganz im Bildhintergrund ragen auf einer Bergkuppe die Türme einer Burg auf, die eher an ein Renaissanceschloss erinnert.

Tod und Teufel sehen nicht sehr furchterregend aus. Wie auf der Bühne eines Kasperletheaters tauchen sie auf, schauen über die Flanke des Pferdes hinaus. Den Teufel hatte man schon in den österlichen Passionsspielen zur Spottfigur gemacht, indem dort derb-  
späßige Teufelsszenen immer breiteren Raum einnahmen.

Die beiden Gestalten können dem Ritter keine Angst einjagen und seinen Weg nicht aufhalten. Die ungehemmte Vorwärtsbewegung des Reiters wird auch durch einen unter den Hinterbeinen des Pferdes in die Bewegungsrichtung des Reiters dahinjagenden Hund unterstrichen. Unbeirrt geht er seinen Weg, wobei er „weder Tod noch Teufel fürchtet“. Dürer schuf diesen Kupferstich vier Jahre vor Ausbruch der Reformation. Die damalige Zeit des Umbruchs rief förmlich nach einem starken Mann und Retter, dem Dürer hier in der Person eines christlichen Ritters Gestalt verlieh, mit dem Dürer ein quasi überholtes Ideal wieder aufleben lässt.

Nietzsche soll dieses Bild immer bei sich getragen haben. Den Reiter nannte er „unbeirrt und doch hoffnungslos“. Die Hoffnungslosigkeit findet zum einen darin ihren bildlichen Ausdruck, als der Ritter keineswegs hoffnungsfroh dahingaloppiert, sondern eher mechanisch vor sich hin trabt, zum anderen ist die Ausweglosigkeit dadurch symbolisiert, dass der Tod eine Eieruhr in der rechten Hand hochhält, zum Zeichen dafür, dass auch für den tapferen Ritter, so unerschrocken er auch sein mag, die Zeit einst ablaufen wird.

### 3.5 Das Rezept für „Arme Ritter“

Der Name des Gerichtes ist keine Erfindung unserer Zeit, sondern er ist historisch seit dem 14. Jh. belegt. In dieser Zeit waren viele Ritter verarmt und konnten sich nur bescheidenes Essen leisten.

Das Rezept wurde entnommen aus: Gudrun Ruschitzka, Beliebte Klassiker aus aller Welt, München (GU-Verlag) 2002, S.51

Für 4 Personen

½ l Milch / 2 Eier / Salz / 2 Päckchen Vanillezucker / 12 Scheiben Weißbrot vom Vortag / 200 g Semmelbrösel / 4 EL Butterschmalz / Zucker und Zimt, vermischt

- 1) Die Milch mit den Eiern, 1 Prise Salz und dem Vanillezucker verquirlen. Die Brotscheiben auf eine Platte legen und mit der Eiermilch begießen. Wenn das Weißbrot die Flüssigkeit völlig aufgesogen hat, in den Semmelbröseln wenden. Die Panade gut festdrücken.
- 2) Je 1 EL Butterschmalz in einer Pfanne erhitzen und die Brotscheiben portionsweise von beiden Seiten goldbraun braten. Diagonal durchschneiden, mit Zimtzucker und Kompott servieren.

#### 4 LITERATURVERZEICHNIS

##### Bücher:

- Speziell zur Ausstellung ist ein ausführliches BEGLEITBUCH „Die Ritter“ (hrsg. v. A. SCHLUNK u. R.GIERSCH) im Theiss-Verlag erschienen.
- R. BARBER / J. BARKER, Die Geschichte des Turniers, Darmstadt (WBG) 2001
- R. BERNGES, Felsenburgen im Wasgau 1992
- TH. BILLER / G.U. GROßMANN, Burg und Schloss. Der Adelssitz im deutschsprachigen Raum, Darmstadt (WBG) 2002
- TH. BILLER / B. METZ, Die Burgen des Elsass (Bd. III: 1250-1350) 1995
- A. BORST (Hrsg.), Das Rittertum im Mittelalter, Darmstadt (WBG) 3.unv. Aufl.1998
- A. BORST, Lebensformen im Mittelalter, Berlin (Propyläen-TB) Neuausgabe 1997
- K. BOSL, Die Gesellschaft in der Geschichte des Mittelalters, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 4. Aufl. 1987
- K. BOSL, Gesellschaftswandel, Religion und Kunst im hohen Mittelalter, München (Bayer. Akad. d. Wiss.)1976
- F. BOUCHHOLTZ, Burgen und Schlösser im Elsass 1962
- J. BUMKE, Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, München (dtv) Neuauf. 1999
- BURGEN in Mitteleuropa. Ein Handbuch, hrsg. von der dt. Burgenvereinigung e.V., Bd.1: Bauformen und Entwicklung; Bd.2: Geschichte und Burgenlandschaften, Darmstadt (WBG) 1999
- J. FLECKENSTEIN, Das Rittertum und die ritterliche Welt, Berlin (Siedler-Verlag) 2002
- H. FUHRMANN, Einladung ins Mittelalter, München (Beck) 1987
- D. HÄGERMANN (Hrsg.), Das Mittelalter. Die Welt der Bauern, Bürger, Ritter und Mönche, München (Bertelsmann) 2001
- J. KEDDIGKEIT /A. THON /R. ÜBEL, Pfälzisches Burgenlexikon, Bd.1: A-E; Bd.2: F-H Kaiserslautern (Inst. f. pfälz. Gesch. u. Volkskunde Kaiserslautern) 2002; Neuauf. Bd. 1, 2003
- B. MEYER, Burg Trifels (Schnell & Steiner) 2003 (Führer durch die Burg)
- DERS., Pfälzisches Burgenlexikon: Burg Trifels - Die mittelalterliche Baugeschichte, Sonderband 1, Kaiserslautern (Inst. f. pfälz. Gesch. u. Volkskunde Kaiserslautern) 2001
- W. MEYER / E. LESSING, Deutsche Ritter-Deutsche Burgen, München (Bertelsmann) 1984
- DAS RHEINTAL von Bingen und Rüdesheim bis Koblenz. Eine europäische Kulturlandschaft, Bd.1, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Mainz (v. Zabern) 2001
- K.-H. ROTHENBERGER / K. SCHERER / F. STAAB / J. KEDDIGKEIT, Pfälzische Geschichte, Bd.1, Kaiserslautern (Inst. f. pfälz. Gesch.u.Volkskunde Kaiserslautern) 2.verb. Auflage 2002
- G. STEIN, Burgen und Schlösser in der Pfalz. Ein Handbuch, 2. verb. Aufl. Würzburg 1986
- A. SCHULTZ, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bde., Kettwig (Phaidon) 1991 (Nachdr. v. 1880)
- F. WINZER, Kulturgeschichte Europas von der Antike bis zur Gegenwart, Braunschweig (Westermann) o.J., darin: Die mittelalterliche Adelskultur S. 237-286

##### andere Medien:

- BURGEN, CD-ROM (Theiss)
- RITTERTUM und MITTELALTER, CD-ROM (Theiss)



**INTERNET:**

www.burgen-rlp.de  
www.burgen.de  
www.burgenwelt.de

Bücher für Kinder und Jugendliche:

- E. BEAUMONT, Burgen (Fleurus) 2001, ab 5 J.  
A. BRAUN / S. GREGOR, Die rätselhafte Ritterburg (Loewe) 1997 (Rätselhefte zum Ausfüllen ab 8 J.)  
C. CAMPHAUSEN, Ritterfest (Moses) 2000  
B. CHOPPIN, Die Ritter (Fleurus) 2002, ab 9 J.  
DAS GROßE BUCH DER SACHGESCHICHTEN. Alles über Ritter, Piraten, Cowboys und Indianer (Arena) 2001, ab 6 J.  
T. DEARY, Unschlagbar, die Ritter! (Loewe) 2000, ab 10 J.  
G. DUBY, Die Ritter (Hanser) 2001, ab 11 J.  
U. GEROLD / W. HÄNEL, So lebten die Ritter (Arena) 2001, ab 6 J.  
C. GRAVETT, Burgen (Gerstenberg) 2002, ab 10 J.  
C. GRAVETT, Ritter (Gerstenberg) 2003, ab 10 J.  
N. HARRIS, Die Geschichte einer Burg (Bibliograph. Institut Mannheim) 2001, ab 8 J.  
C. HOLTEI / V. FREDRICH, Ritterleben auf der Burg (Sauerländer) 1999, ab 8 J.  
M. KEEN, Das Rittertum (Patmos) 2002, ab 15/16 J.  
A. LANGLEY, Sturm auf die Burg (Gerstenberg) 1999, ab 10 J.  
DERS., Leben im Mittelalter (Gerstenberg), ab 10 J.  
A. LOUIS, Die Zeit der Ritter und Burgen (Arena) 2002, ab 8 J.  
D. MACAULAY, Es stand einst eine Burg (Patmos) 2002 (für Technikfans!)  
W. OSBORNE / M. P. OSBORNE, Forscherhandbuch Ritter (Loewe) 2002, ab 8 J.  
H. v. PESCHKE, Burgen (Tessloff) 1998, für Jugendliche  
R. PLATT, Mein Leben auf der Ritterburg (Carlsen) 2000, ab 10 J.  
QUIZ DETEKTIV, Ritter und Burgen (Arena), von 8-10 J.  
RITTER UND BURGEN (Tessloff) 2000 (Was ist was Quiz)  
V. SALLEY / A. FERRARO, Das Ritterleben auf Burg Löwenfels (Prestel) 2001, ab 7 J.  
M. SEIDEMANN / P. KLAUCKE, Die Ritterburg (Arena) 2. Aufl. 2001, ab 6 J.  
J. SIEGLER, Brockhaus Kinderquiz: Ritter, Räuber und Spione (Brockhaus Mannheim) 2001, ab 8 J.  
P. STEELE, Das große Buch der Burgen (Tessloff) 1999, für Jugendliche  
P. STEELE, Das große Buch der Ritter (Tessloff) 1990, für Jugendliche  
A. STEINBRENNER, Der kleine Ritter und das Gespenst (OZ Verlag) 2001, ab 5 J.  
F. STEPHAN-KÜHN / H. KOCK, Die Ritter (Arena) 2001, ab 6 J.  
B. TAYLOR, Entdecke die Welt der Ritter (Neuer Honos Verlag) 2001  
W. TARNOWSKI, Ritter (Tessloff), für Jugendliche  
H. TOMA, Das kleine Ritterbuch (Coppentrath) Münster 2002, ab 8 J.  
VON RITTERN UND BURGEN (Arena) 2003, ab 6 J.  
J. WALKER, Ritter und Burgen (Xenos) 2002  
G. WHITE, Sturm auf die Ritterburg (Christophorus- Verlag) 3D-Profi-Labyrinth 2002 (spielerisch in Labyrinthen durch die Burg)

andere Medien:

DIE RITTER CD-ROM (Tivola) 1999

## 5 QUIZ für den Gang durch die Ausstellung

- 1) Welche Waffe bekam der Ritter bei der Ritterweihe überreicht?
- 2) Wie nennt man die älteste Helmform, die seit dem 9. Jh. gebräuchlich war?
- 3) Wie heißt der Helm, mit dem Sybold von Lewenstein auf seiner Grabplatte dargestellt ist?
- 4) Was ist eine Blutrinne?
- 5) Was versteht man unter Hundsgugel?
- 6) Worin unterscheidet sich die Turnierlanze von der „richtigen“ Lanze, die im Kampf eingesetzt wurde?
- 7) Aus welchem Pfälzer Adelsgeschlecht stammt der Ritter im Vollharnisch, der auf seinem ebenfalls gepanzerten Ross sitzt?
- 8) Wie heißt die Urform der Burg?
- 9) Wo kann man in der Pfalz noch eine ganz frühe Burganlage aus der Salierzeit (11.Jh.) besichtigen und wie heißt diese Burg, wo man sogar ein Badehaus ausgegraben hat?
- 10) Was ist eine Blide?
- 11) Wie heißt das Buch, das ein Mann namens „Rüxner“ verfasst hat?
- 12) Von welchem mittelalterlichen Dichter haben wir das älteste Porträt?
- 13) Welchen Titel trägt das Werk, das Gottfried von Straßburg geschrieben hat?
- 14) Wie nennt man die Verehrung der Frau mit dem mittelhochdeutschen Wort?
- 15) Wie konnte man bei einem Turnier, bei dem das Gesicht des Ritters hinter dem Helm verborgen war, erkennen, wer da zum Turnier antrat?

## LÖSUNGSBLATT ZUM QUIZ

- 1) Die Waffe, die dem Ritter bei der Ritterweihe überreicht wurde, war das Schwert.
- 2) Die älteste Helmform ist der Nasalhelm.
- 3) Sybold von Lewenstein trägt eine Beckenhaube. Auch ein Original dazu ist im Museum ausgestellt.
- 4) Eine Blutrinne nennt man die Hohlkehle in der Mitte der Schwertklinge. Diese hatte den Zweck, das Schwert durch weniger Material leichter zu machen.
- 5) „Hundsgugel“ ist eine besondere Helmform mit vorstehendem Visier, das an eine Hundeschnauze erinnert.
- 6) Die Turnierlanze ist eine stumpfe Waffe. Sie trägt statt einer Spitze einen gezackten Aufsatz, das sog. Krönlein.
- 7) Der Harnisch und der Rosspanzer gehörten dem Pfälzer Geschlecht der Leiningen.
- 8) Die Urform der Burg heißt „Motte“.
- 9) Das Schlössel bei Klingenmünster ist eine der ältesten Steinburgen Südwestdeutschlands.
- 10) Die Blide ist eine Wurfmaschine für Geschosse, die erst im Hochmittelalter aufkam.
- 11) Ruxner hat ein sog. Turnierbuch verfasst, in dem er eine Übersicht über alle Turniere zwischen 938 und 1487 gibt.
- 12) Das älteste Dichterporträt haben wir wahrscheinlich von Oswald von Wolkenstein.
- 13) Gottfried von Straßburg hat „Tristan und Isolde“ geschrieben.
- 14) Die Verehrung der Frau nennt man „Minne“. Dabei unterscheidet man Höhere und Niedere Minne.
- 15) Den Ritter erkannte man im Turnier an den Wappen, die er trug. Diese konnten sich auf der Rüstung, dem Schild oder den Pferddecken befinden.